

POLYLOGE

Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit

Eine Internetzeitschrift für „Integrative Therapie“

(peer reviewed)

2001 gegründet und herausgegeben von:

Univ.-Prof. Dr. mult. **Hilarion G. Petzold**, Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Düsseldorf/Hückeswagen, Donau-Universität Krems, Institut St. Denis, Paris, emer. Freie Universität Amsterdam

In Verbindung mit:

Dr. med. **Dietrich Eck**, Dipl. Psych., Hamburg, Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Düsseldorf/Hückeswagen

Univ.-Prof. Dr. phil. **Liliana Igrić**, Universität Zagreb

Univ.-Prof. Dr. phil. **Nitza Katz-Bernstein**, Universität Dortmund

Prof. Dr. med. **Anton Leitner**, Department für Psychosoziale Medizin und Psychotherapie, Donau-Universität Krems

Dipl.-Päd. **Bruno Metzmacher**, Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Düsseldorf/Hückeswagen

Lic. phil. **Lotti Müller**, MSc., Psychiatrische Universitätsklinik Zürich, Stiftung Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Rorschach

Dipl.-Sup. **Ilse Orth**, MSc., Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Düsseldorf/Hückeswagen

Dr. phil. **Sylvie Petitjean**, Universitäre Psychiatrische Kliniken Basel, Stiftung Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Rorschach

Prof. Dr. päd. **Waldemar Schuch**, M.A., Department für Psychosoziale Medizin, Donau-Universität Krems, Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Düsseldorf/Hückeswagen

Prof. Dr. phil. **Johanna Sieper**, Institut St. Denis, Paris, Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Düsseldorf/Hückeswagen

© FPI-Publikationen, Verlag Petzold + Sieper Düsseldorf/Hückeswagen.

Ausgabe 10/2005

Überlegungen zu männerspezifischen Behandlungsansätzen in der
Suchtkrankenhilfe am Beispiel der Ambulanten Rehabilitation Sucht (ARS) unter
besonderer Berücksichtigung des Modells der Integrativen Therapie

Georg Spilles, Aachen. Ulf Weidig, Moers*

* [Aus der „Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit“, staatlich anerkannte Einrichtung der beruflichen Weiterbildung \(Leitung: Univ.-Prof. Dr. mult. Hilarion G. Petzold, Prof. Dr. phil. Johanna Sieper, Düsseldorf, Hückeswagen mailto:forschung.eag@t-online.de, oder: EAG.FPI@t-online.de, Information: <http://www.Integrative-Therapie.de>\) Quelle: POLYLOGE: Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit bei: \[www.fpi-publikationen.de/polyloge\]\(http://www.fpi-publikationen.de/polyloge\)](#)

1. VORWORT ODER WIE ES ZU DIESEM THEMA KAM	3
2. EINLEITUNG.....	5
3. IDENTITÄT	6
3.1. MÄNNLICHE IDENTITÄT UND SOZIALISATION	11
4. DIE FÜNF SÄULEN DER IDENTITÄT.....	17
4.1. DIE SÄULE DER LEIBLICHKEIT	17
4.1.1. <i>Genetische Ausstattung und männliches Körperbild</i>	18
4.1.2. <i>Männer und Gesundheit</i>	19
4.1.3. <i>Männer und Sexualität</i>	21
4.1.4. <i>Männer und Gewalt</i>	24
4.2. DIE SÄULE DER SOZIALEN BEZIEHUNGEN	25
4.2.1. <i>Soziale Netzwerke</i>	26
4.2.2. <i>Männer und ihr Verhältnis zu Liebe, Ehe und Familie</i>	28
4.3. DIE SÄULE DER ARBEIT, DER LEISTUNG UND DER FREIZEIT	35
4.3.1. <i>Männer in der arbeitsteiligen Welt und ihr Verhältnis zu Leistung</i>	35
4.3.2. <i>Männer und Freizeit</i>	39
4.4. DIE SÄULE DER MATERIELLEN SICHERHEIT.....	40
4.4.1. <i>Männer und ihr Verhältnis zu Besitz und Geld</i>	43
4.5. DIE SÄULE DER WERTE	44
4.5.1. <i>Männliche Werte und Normen</i>	46
5. MÄNNER UND SUCHT	48
6. DISKUSSION.....	52
7. ZUSAMMENFASSUNG (ABSTRAKT).....	57
8. LITERATURVERZEICHNIS.....	58

1. Vorwort oder wie es zu diesem Thema kam

Durch die Arbeit in der stationären und ambulanten Suchtkrankenhilfe mit Konsumenten von Alkohol und illegalen Drogen kommen wir vornehmlich mit Männern in Kontakt, die häufig auf die an sie gestellten gesellschaftlichen Anforderungen, Rollen und Identitäten nur noch eingeschränkt reagieren können.

Persönlich wurde die Auseinandersetzung mit der männlichen Identität und die des Suchttherapeuten ein Thema durch die sich rasch entwickelnde Verbindung der Männer während der Ausbildung zum Sozialtherapeuten mit dem Schwerpunkt Sucht im Ergänzungscurriculum der EAG/FPI in der Ausbildungsgruppe SSGE 2 am Beversee.

In dieser Gruppe waren fünf sehr verschiedene Männer "um die 40" mit unterschiedlichen beruflichen Identitäten und eher sozialarbeiterischem Hintergrund und sich ergänzenden therapeutischen Ausbildungen. Wir entwickelten hier eine für Männer offenbar gute Vernetzung und bildeten eine Gruppe mit guter Kohärenz.

Die Unterschiedlichkeit wurde auch in der kleinen Kohorte bewahrt und der Kontakt war unterstützend und ergänzend und damit heilsam für uns alle. Konkurrenzen traten in den Hintergrund und die Verbindung und der Austausch traten in den Vordergrund. Es bildete sich eine klassische männliche Kohorte, um sich vor soviel „Frauenkompetenz“ zu schützen, aber auch eigenen männlichen Identitäten nochmals auf die Spur zu kommen. Gesprächsinhalte waren unter anderem die Themenbereiche Identität, berufliche und familiäre Herkunft sowie Sexualität. Die verschiedenen Lebensentwürfe konnten besprochen werden. Die Gespräche fanden in narrativer Praxis während der Übungen, aber auch in den Pausen und Freizeiten statt und führten uns dahin, uns intensiver mit Genderfragen zu beschäftigen.

Während der mittlerweile mehr als zweijährigen Auseinandersetzung mit diesem Thema hat sich vieles schnell wieder überholt, als ausreichend verifiziert oder wenig in den klinischen Alltag übertragbar erwiesen, Einsichten, Weisheiten und Sichtweisen sowie Erklärungen kamen und gingen.

Als wir plötzlich erlebten, wie die Geschlechterthematik in allen Medien auftauchte auch als Ergebnis der sogenannten PISA-Studie, stellte sich die Frage, ob sich nur unser Blickwinkel und die Wahrnehmung verändert hat oder ob die unzähligen Bücher oder Artikel vor 5 Jahren ebenso erschienen wären. Wir glauben, dass dies nicht der Fall ist.

Kein Tag verging oder vergeht, an dem nicht in Zeitschriften, Zeitungen, Magazinen, Fernsehen und Radio sowie im Internet immer wieder Neues berichtet wird. Meist ist der Tenor dieser Artikel, dass Jungen weniger intelligent und/oder sozial kompetent seien als Mädchen und Männer auf die Lebenszeit bezogen durch ihren Lebensstil höhere Gesundheitskosten verursachen als Frauen.

Vor allem die Auseinandersetzungen mit unseren Ehefrauen waren sehr hilfreich und fruchtbar, um uns dem Thema Geschlechter und Rollen auch im Alltag mit unseren Familien und den Kindern zu stellen.

Im Rahmen dieser wissenschaftlichen Arbeit stand für uns im Vordergrund, uns möglichst vielseitig auf unserem sozialarbeiterischen therapeutischen Hintergrund und dem Blickwinkel des Integrativen Therapieansatzes mit der Frage zu beschäftigen, ob männerspezifische Ansätze in der Suchtkrankenhilfe sinnvoll sind.

Unsere Klienten in der klinischen Krankenhaus- und Beratungsstellenarbeit sind in der Mehrzahl süchtige Männer, die ebenso vielfältig, unterschiedlich und einzigartig sind, wie die gesamte männliche Population.

Dennoch scheint der überwiegende Teil dieser Männer nur durch ihre Suchtgeschichte einen Anlass zu finden, um sich zeitweise Unterstützung und Hilfe zu suchen oder anzunehmen.

Männer, die im Regelfall weniger psychotherapeutische Hilfe und Unterstützung in Anspruch nehmen, sind also hier in einer Gruppe unterschiedlicher Charaktere mit einem gemeinsamen Thema vereint.

Deshalb erscheinen uns die Besonderheiten der männlichen Identität und die sich ständig wandelnden Geschlechterrollen und deren Auswirkungen auf die Suchtentwicklung von Bedeutung und Interesse.

Einen Diskurs, einen Polylog -wie Petzold es beschreibt- möchten wir anstoßen, Anregung und keine Festlegung ist unser Ziel bei einem Thema, das alt und immer neu zugleich ist. Da sich im Verlauf der Beschäftigung mit diesem Thema eine Reihe sehr unterschiedlicher Sichtweisen und Haltungen herauskristallisierten, sollen die Unterschiede auch benannt werden und nebeneinander ihren Platz einnehmen dürfen.

In diesem Zusammenhang distanzieren wir uns jedoch von der Adaption emanzipatorischer Frauenideen und halten einen einseitigen, nur unter dem Geschlechtsunterschied determinierten Ansatz für wenig hilfreich.

Wir distanzieren uns deutlich von den amerikanischen militanten Männer- und Vaterschaftsbewegungen, die sich einen Außenfeind im erfolgreichen Feminismus der „Mittelschichtsfrauen“ suchen. Sie stilisieren sich selbst zu „Niggern der Gesellschaft“, die nur archaisch befreit werden könnten, wie Robert Bly und ähnliche Autoren dies propagieren.

Es geht uns vielmehr um das Herausarbeiten der Vielfältigkeit von Männern und ihres Selbstheilungspotentials. Neue Eingrenzungen und reine Defizitbeschreibungen, wie sie in den Medien Einzug halten, sind nicht unser Ziel.

Die neuere Männerforschung hat offenbar erkannt, dass nicht von Mann und Männlichkeit im Singular sondern von vielen Männlichkeiten im Plural zu sprechen ist. *-Die Männer sollen nicht zu Hause bleiben und die besseren Frauen werden, sondern vielmehr in einer sich wandelnden Gesellschaft neue Identitätsmöglichkeiten mitentwickeln.*

Die Arbeit soll ein Anstoß zur Auseinandersetzung mit männlichen Identitätsentwicklungen sein und Perspektiven erarbeiten, die Eingang in unsere tägliche Arbeit mit dem männlichen Klientel finden kann.

Dichotome Begrifflichkeiten, wie "die Männer" und "die Frauen", etc. vereinfachen stark und in oft unzulässiger Weise die Wirklichkeit und können zu falschen Schlussfolgerungen führen. Bei der Verwendung solcher Begriffe sollte bewusst sein, dass sie Wirklichkeit sozial konstruieren und so überzogene Homogenität nach innen ebenso wie übertriebene Heterogenität nach außen erzeugen können.

Der notwendige geschlechtsspezifische Blick auf Männer und Frauen in der klinischen Arbeit fordert uns alle auf, die Bedingungen, unter denen Geschlechtsidentitäten und deren Belastungsfaktoren entstehen, stets in unsere diagnostischen und therapeutischen Überlegungen mit einzubeziehen.

Die Zeit der Auseinandersetzung mit dem Thema hat bei uns persönlich einen konstruktiven Selbsterfahrungsprozess hinsichtlich der eigenen männlichen Identitätsentwicklung in Gang gesetzt und uns die Notwendigkeit gezeigt, diese Überlegungen in unserer Rolle als Suchtherapeuten zu berücksichtigen.

Aachen und Moers im November 2004

Georg Spilles und Ulf Weidig

2. Einleitung

Grundannahme zu unseren Überlegungen ist die unterschiedliche Sozialisation von Männern und Frauen. Die daraus resultierenden Problemstrukturen gilt es hierbei auf dem Hintergrund unterschiedlicher Bewältigungsstrategien, insbesondere einer Suchtentwicklung, zu betrachten. Unsere Arbeitshypothese ist der Gedanke, dass eine labile/brüchige männliche Identität Auswirkungen auf die Kontrollüberzeugung bei der individuellen Lösungsbewältigung und allgemeine Lebensanforderung hat.

So liegt die Wahrscheinlichkeit eines Mannes, eine Sucht zu entwickeln, mindestens doppelt so hoch wie bei Frauen. Dies deckt sich mit unseren Erfahrungen aus der Praxis der Beratungsstellenarbeit oder im klinischen Alltag einer stationären Entzugsbehandlung.

Anders ausgedrückt besitzen Männer offenbar eine geringere Resilienz gegenüber Suchterkrankungen.

Angesichts dieser Unterschiedlichkeit in der Entwicklung von Männern und Frauen und unter der Zuhilfenahme der Folie von „geschlechtsspezifischer Gefährdung“ überrascht es uns, dass im Vergleich zur Frauenforschung mänderspezifische Betrachtungsweisen nur schleppend vonstatten gehen. Gründe für solche Hemmnisse liegen womöglich in kollektiven Widerständen, die wiederum einer ganz eigenen Betrachtung zu unterwerfen wären.

Im Gegensatz zu frauenspezifischen Ansätzen und Angeboten, die von betroffenen Frauen angefragt und genutzt werden, bleiben mänderspezifische Ansätze die Ausnahme und werden von männlichen Klienten mit Widerständen bis hin zu Ablehnung belegt.

Offenkundig sind gesellschaftliche Umbrüche insbesondere für eine immer größer werdende Zahl von Männern angesichts hoher Arbeitslosigkeit und stetem Wertewandel (Männer als Alleinverdiener der Familie als Auslaufmodell) von besonderer Bedeutung und führen zu Rollendiffusionen.

Zur Überwindung alter Geschlechtermythen, wie der Täter-Opfer-Polarität bzw. Männer handeln-Frauen fühlen, ist es uns ein Anliegen, Ideen zu widerstandsabschmelzenden, entängstigenden und identitätsstützenden Angeboten speziell für Männer zu entwickeln und deren Perspektiven für die praktische Umsetzung in den klinischen Alltag zu diskutieren.

Der Wegfall alter Privilegien oder klassischer Bestätigungsmodule machen es aus unserer Sicht notwendig, Männern zunehmend Hilfestellung bei der Bewusstmachung und Versprachlichung ihrer Bedingungsgefüge und ihrer Risikofaktoren zu geben.

Auf dem Hintergrund der überwiegend vorzufindenden abwertenden Einstellung von Männern gegenüber psychosozialen/psychotherapeutischen Angeboten befinden sich auf der anderen Seite vornehmlich Männer im Suchthilfesystem und bilden dort das Hauptklientel. Hier besteht oftmals die einzige Chance, diese Männer zu ihren Selbstbildern als Geschlechtsrollenträger zu befragen. Zur Ergänzung einer integrativen Sozialtherapie mit dem Schwerpunkt Suchtkrankenbehandlung erscheint das Vorhalten von genderspezifischen Behandlungsansätzen in Form von Neigungs- und Indikationsgruppen nicht nur als Angebot sinnvoll, sondern eventuell als Verpflichtung.

Als eine Voraussetzung für die Initiierung einer mänderspezifischen Indikationsgruppe muss eine eigene Auseinandersetzung mit männlicher Identität auf Anbieterseite kontinuierlich und fortschreitend erfolgen. Dies gilt insbesondere für Männer im psychosozialen Bereich, die sich häufig von traditionellen Männerbildern unterscheiden (Männer in „Frauenberufen“). Hier erscheint eine kritische Überprüfung der eigenen Idealbilder, des Auftretens, der Kleidung und des Sprachgebrauches erforderlich.

Das übergeordnete Ziel bei der therapeutischen Arbeit mit Männern in geschlechterhomogenen Gruppen ist es demnach, die Reflexion und u. U. Neubildung einer geschlechtsspezifischen, in diesem

Fall männerspezifischen Identität als Basis eines Zuwachses der eigenen Kontrollüberzeugung in der Lebensbewältigung mit der Folge einer stabileren Handlungsfähigkeit zu erreichen.

In der konkreten Umsetzung nutzen wir das vielfältige Inventarium der integrativen Therapie.

3. Identität

Für die männerspezifische Betrachtungsweise ist aus unserer Sicht der Identitätsbegriff von zentraler Bedeutung. Bei unserer theoretischen Annäherung an Identitätsfragen wurde uns die erhebliche Praxisrelevanz im psychosozialen Bereich deutlich. In diesem Zusammenhang spricht Petzold von "Identitätsarbeit" (vgl. Petzold 1991 o), die von Helfern gerade in Situationen von fragilen Identitätsprozessen unterstützt und begleitet werden.

Bevor wir uns der geschlechtsspezifischen Perspektive zu diesem Thema widmen, halten wir eine Beschäftigung mit der Begrifflichkeit - Identität - für notwendig.

"Identität signalisiert, dass in einer Vielheit von Menschen die Besonderheit eines Einzelnen gegeben ist, der sich von vielen anderen Einzelnen unterscheidet, eben weil er eine "Identität" hat, ganz besondere Merkmale, welche ihn erkennbar machen. Auf der anderen Seite ist klar, dass dieses Erkennen seiner Besonderheit auch die Vielheit erfordert, die überhaupt erst die Unterscheidbarkeit ermöglicht" (vgl. Petzold 2000 h).

Identität ist immer nur im sozialen Kontext und Kontinuum zu erfassen. Sie setzt sich zusammen aus Identifizierungen (Fremdattributionen) und Identifikationen (Selbstattributionen). Entscheidend ist dabei die Wertung von beidem d. h. ihre emotionale und kognitive Einordnung in biographische Sinnzusammenhänge. Dies führt zu Internalisierungen, die im Leibgedächtnis gespeichert werden. Für die Integrative Therapie entwickelte Petzold in Anlehnung an den großen Identitätsforscher G. Mead ein umfassenderes Verständnis von Identität als lebenslangen kontinuierlichen Prozess. Identität wird nicht als statische Größe oder Instanz begriffen, sondern als beständige Interpretationsarbeit und lebendige Synergien und Reflexionen von Kontext und Kontinuum (vgl. Schuch 2000).

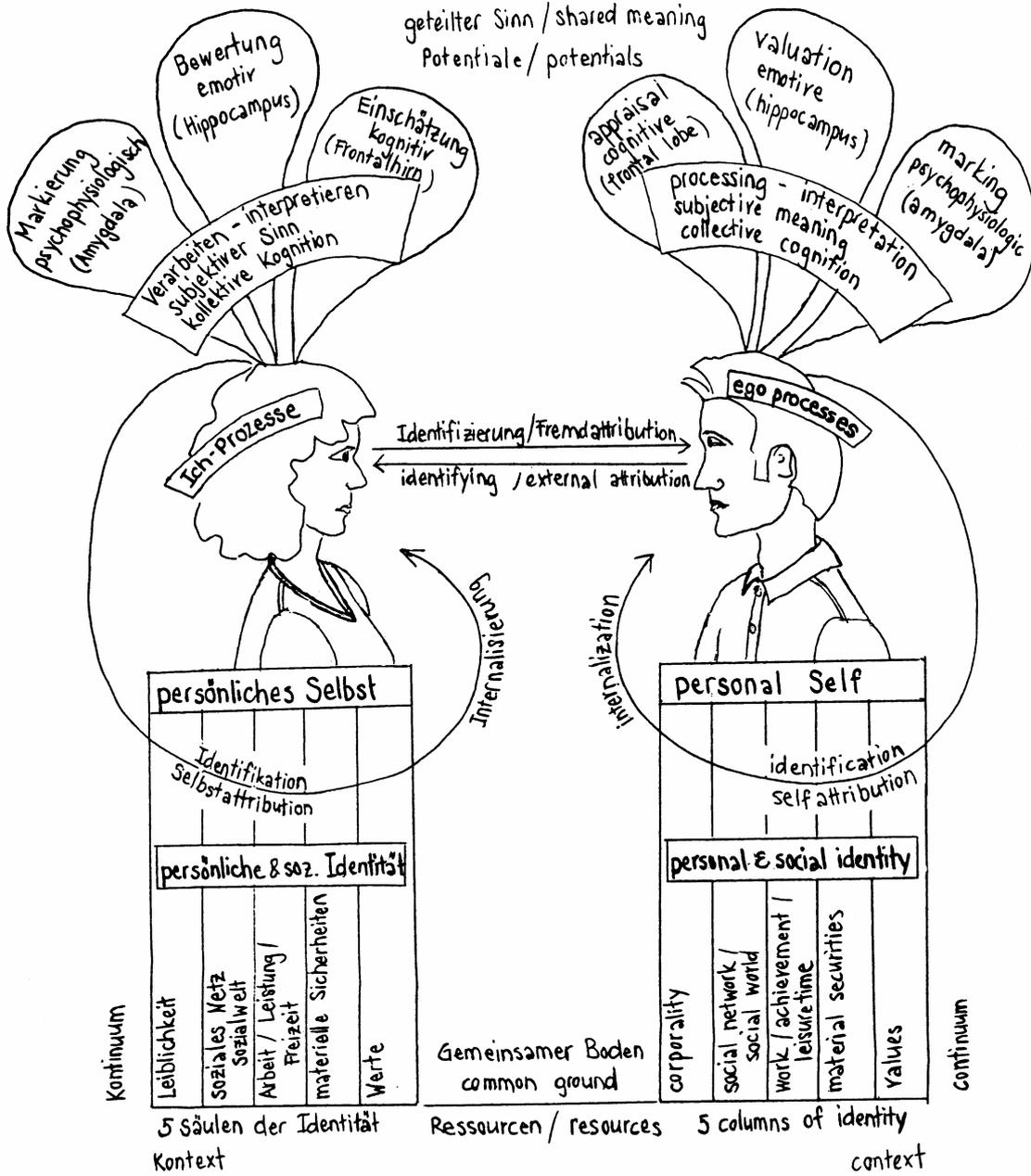


Abbildung: Das differentielle und integrative Identitätsmodell der Integrativen Therapie (aus: Petzold 1998 h, Seite 268)

Petzolds Identitätsmodell stellt die Prozesshaftigkeit von Identität als permanente Identifizierungen, verstanden als Prozesse aus physiologischen Markierungen, den Attributionen von Bewertungen, Identifikations- und Internalisierungsprozessen heraus. (vgl. Petzold 1998 h)

„**Identität** wird durch das **Ich** konstituiert (G.H. Meads „**me**“) zusammen mit *Identifizierungen* (Fremdattributionen) aus dem Kontext, was *social identity* begründet, und von *Identifikationen* (Selbstattributionen), was *ego identity* begründet, weiterhin durch die Wertung von beidem, d.h. ihrer emotional [*valuation*] und kognitiv [*appraisal*] bewertenden Einordnung in biographisch bestimmte Sinnzusammenhänge. Diese führen zu *Internalisierungen* (d.h. Verinnerlichung als Archivierung im „Leibgedächtnis“, vgl. *Petzold 2002j*). Differenzierte und kohärente Ich-Prozesse schaffen im interaktiv-kommunikativen Kontext in narrativen Strömungen (idem *P. Ricœur*) und im Kontinuum des Lebens vermittels Synergieeffekten in sozialen Situationen, Lebenslagen, *lifestyle communities* eine polyvalente, *vielfacettige Identität* (*M. Bakhtin*) und durch Akte kritischer Metareflexion und metahermeneutischer Betrachtung der eigenen Subjektconstitution (*M. Foucault*) „**emanzipierte Identität**“, die sich immer wieder zu überschreiten vermag, also über eine *transversale* Qualität verfügt: „**transversale Identität**“. *Identitätsqualitäten* sind: Stabilität, Konsistenz, Komplexität, Prägnanz bzw. Inkonsistenz, Diffusität etc.“ (vgl. idem 1992a, 530, 1996a, 284) (aus: Orth, 2002)

Vom zweiten Lebensjahr an beginnen Identitätsprozesse, die sich in wachsender Prägnanz erweitern und im besten Fall zu „emanzipierter Identität“ (vgl. Petzold 1998a) und einer stabilen Persönlichkeit mit hinreichend guter „persönlicher Souveränität“ heranreifen (vgl. Orth, Petzold 1998a). Neben der sozialen Identität, die sich aus der Zugehörigkeit von spezifischen Gruppen, wie die der Geschlechts-, Alters- oder Berufsgruppe konstituiert, ist die persönliche Identität, in der der Mensch seine eigene Hominität, d. h. seine ganz besondere Art des Menschseins, eine eigene Persönlichkeit, mit der er sich identisch fühlt, durch die er aber auch im sozialen Kontext erkannt wird, von Bedeutung. In seiner persönlichen Identität verbinden sich individuelle und kollektive Komponenten, Zugehörigkeit und Besonderheit. „In einem `integrativen Identitätsbegriff` werden Privates und Gesellschaftliches in einer kokreativen Weise verschränkt. Darin liegt seine Fruchtbarkeit. Der Begriff `Kokreativität` macht dabei deutlich, dass vielfältige individuelle und kollektive kreative Impulse in den Prozessen der Identitätsbildung und Identitätsgestaltung zusammenwirken. Diese soziologische Perspektive betont:

“Der Mensch ist selbst in seiner Privatsphäre immer und unabänderlich ein `soziales Wesen`, ein Gesellschaftswesen...”. (vgl. Orth, 2002) Persönliche Identität ist also immer mit ihrer sozialen Matrix, der `social identity` verbunden. Individuelle und soziale Perspektiven sind verschränkt und das Wissen darum ist für ein umfassendes Identitätsverständnis von zentraler Bedeutung.

Identität entsteht durch `Identitätsarbeit`, d. h. durch Prozesse, in denen das Eigene im Kontakt mit dem Anderen abgeglichen wird, durch Aushandeln von Grenzen, im Erkannt-werden durch andere und durch das Sich-selbst-erkennen. Es entsteht jeweils ein Bild für Andere und für mich selbst. (vgl. Müller, Petzold 1999) “In der Integrativen Therapie wird unter evolutionsbiologischer Perspektive der Mensch als eine in Gruppen lebende und durch wechselseitige Unterstützung überlebende Spezies gesehen. Von ihren anthropologischen Grundlagen her wird er - genderspezifisch Mann und Frau - als ein in soziale Beziehungen und ökologische Kontexte eingebundenes Wesen betrachtet. Er ist also ein Koexistierender (vgl. Petzold 1992a), ein „personales System“, das - so die persönlichkeits-theoretischen Ausführungen in komplexen Sozialisationsprozessen - “aus der Interaktion mit anderen Systemen seine Identität gewinnt (vgl. Petzold 1998a, S. 265, Petzold 1992a, 528ff).” (vgl. Hass, Petzold 1999)

“Identität ist demnach gebunden an Interaktion, an Aktivität zwischen Menschen. Diese Interaktion verläuft ganz wesentlich über Symbole, vor allem über Sprache aber auch über Musik, Rituale oder Kleidung.” (vgl. Höhmann-Kost, Siegele 2004)

Aus der Interaktion mit anderen in unserem sozialen Kontext übernehmen wir beständig Bilder, die wir verinnerlichen. Diese Vorstellungen gehen dann in unsere emotionalen Selbstbewertungen (*valuations*) und kognitiven Einschätzungen (*appraisals*) unserer Identität ein. (vgl. Orth 2002) In diesen

beschriebenen Interaktionen fließen kollektive Meinungen mit ein. Meinungen sind von gesellschaftlichen Werten und Normen, Moden, Trends und Auffassungen sozialer Gruppen beeinflusst.

Das kollektive Moment darf im sozialen Leben nicht unterschätzt werden. Für Petzold leben wir in einer Gesellschaft, in der das soziale Leben wesentlich von "lifestyle communities" bestimmt wird. Für das Individuum sind diese "communities" wichtig, auch wegen der Veränderung, zuweilen des Zerfalls von traditionellen Sozialformen. Identitätsarbeit und die Ausbildung von Identitätsstilen wird von diesen "communities" nicht unwesentlich bestimmt.

An dieser Stelle möchten wir daher umfassend zitieren, wie im Rahmen der Integrativen Therapie Petzold den Einfluss von life-styles auf die Bildung von Identitätsstilen versteht:

"**Identitätsstile** entstehen in der **Identitätsarbeit** des **Ich** in sozialen Mikro-, zuweilen Mesowelten als typifizierende Prozesse der Selbst- und *Identitätskonstitution*, die bestimmte Selbstbilder, *Identitätsfacetten* (idem 1992a, 531) prägnant werden lassen (So will ich sein, das will ich leben!), die bestimmte *Bewertungen* (appraisals, valuations, vgl. ibid. 532) der *Identitätsperformanz* akzentuieren (So finde ich mich gut, so findet man mich gut) und zu habitualisierten bzw. ritualisierten Formen der Selbst- und *Identitätspräsentation* (Goffman 1959) führen (Ich will, daß andere mich so sehen, deshalb stelle ich mich so dar). Diese Präsentationen von Identitätsstilen finden in der Alltagswelt im Rahmen der übergreifenden Kultur, spezifischer "cultural and social worlds" und besonderer "life style communities" statt. **Identitätsstile** sind demnach vom Subjekt und von den Lebenskontexten gleichermaßen bestimmte Formen (Narrative, Scripts) der verbalen und aktionalen Selbstinszenierung (Narrationen, Dramen, vgl. *Petzold* 1992a, 903f), mit der die Partizipation an sozialen Gruppen und Gemeinschaften, die spezifische 'life styles' praktizieren und kultivieren, geregelt wird. Persönlichkeiten mit einer prägnanten und flexiblen Identität verfügen über ein Spektrum von Identitätsstilen und sind mit verschiedenen 'social words' und 'life style communities' verbunden" (*Petzold* 1994h).

"**Life styles** sind durch Menschen in sozialen Gruppen, sozialen Mikro- und Mesowelten über eine hinlängliche Synchronisierung von kollektiven Kognitionen, Emotionen und Volitionen inszenierte Formen des sozialen Lebens. In ihnen werden durch 'life style marker', d.h. geteilte Praxen, Symbole, Präferenzen (in Kleidung, Ernährung, Sexualität, Körperkultur, Freizeitverhalten, Musik, Lektüre, Film- und Videovorlieben, Internetuse etc.), durch spezifische Interaktionsformen und Rituale, Ziele und Werte, Affiliationen und Feindbilder Verbindungen zwischen Individuen geschaffen, die sich von diesem *life style* angezogen fühlen und Angrenzungen, aber auch *Abgrenzungen* zu anderen sozialen Gruppen und *life style communities* in Virtual- und Echtzeit inszenieren. Persönliche **Identitätsstile** werden so intensiv mit den *life style markern* versorgt, daß die Adepten in die '*life style community*' aufgenommen werden und aus der so entstandenen Zugehörigkeit eine *Stärkung* ihrer Identität erfahren. Diese Stärkung ist effektiv, so lange es nicht zu einer Fixierung auf einen eingegrenzten *life style* kommt, sondern eine Partizipation an verschiedenen '*life style communities*' möglich bleibt oder gar gefördert wird" (*Petzold* 1994h).

(vgl. Petzold 2001p)

Das moderne Phänomen des "life style" als Möglichkeit frei gewählter und selbstbestimmter Lebensform ist ein Ausdruck postmoderner Pluralität, Lebensvielfalt und risikogesellschaftlicher Flexibilisierungschancen. Life style fokussiert auf die möglichen Lebensformen, Moden, Trends, die dem Streben heutiger Menschen nach Selbstfindung und Selbstverwirklichung, aber auch Selbstbetäubung, Selbstvergessen und Selbstdestruktion zur Verfügung stehen. Im Life-Style-Konzept

kommen moderne Fragen etwa zur Genderperspektive, Lebensstile von Männern und Frauen zur Sprache, damit verbunden Fragen der Mode und des "stylings". Über den Life-Style glaubt der moderne Mensch das Leben designen zu können. Durch optimales Selbstmanagement glaubt er sich zum Erfolg selbst führen zu können. Petzold beobachtet, dass die vielfältigen Life-style-Communities eine beständig expandierende Geschäftigkeit entwickeln. Beständig entstehen aus ihnen neue Gruppierungen, emergieren neue life-styles aus vielfältigen Vernetzungen oder werden von Life-Style-Designern aufgrund von Marktanalysen entwickelt. Für ihn ist bereits eine gewaltige "life-style-Industry" entstanden. Es handelt sich nach seiner Ansicht um ein Kulturphänomen einer Megakultur (die der modernen, globalen Hochtechnologiegesellschaft). Petzold fordert, dass das Thema Life-Style-Analyse nicht den Marktforschern und Sozialwissenschaftlern überlassen bleibt, sondern dass sich auch Psychotherapeuten mit dem neuen Life-Style-Paradigma auseinandersetzen sollten. "Lebensstile und Formen sind für die individuelle und kollektive Entwicklung von Menschen, ihre Gesundheit und Krankheit zu zentral." Die modernen Life-style-Phänomene finden sich in allen Identitätsbereichen und müssen dort als Einflussgrößen für die Identitätsarbeit des Ichs und für die Persönlichkeitsentwicklung des Subjekts beobachtet werden. (vgl. Petzold 2001p)

Ilse Orth weist daraufhin, dass soziale Welten mit ihren Identitäts-Konformitätszwängen, mit ihren Normierungen, normativen Identitätszuschreibungen bis hin zur Stigmatisierung Menschen in ihrem Identitätserleben durchaus in Bedrängnis bringen können. "Weil Identität in gesellschaftlichen Zusammenhängen gebildet wird aus dem Zusammenwirken von Selbstzuschreibungen und Fremdzuschreibungen, können Negativzuschreibungen, Stigmatisierungen Leid verursachen und Schaden anrichten." (vgl. Orth 2002) Das Selbstverständnis von Männern und Frauen wird in Gesellschaften durch vorherrschende Männer- und Frauenbilder und den Bewertungen von Männlichkeit und Weiblichkeit bestimmt. Vorstellungen von männlicher und weiblicher Identität sind von gesellschaftlichen Identitätsmustern abhängig. Diese sind in jedem von uns durch Sozialisierungseinflüsse verankert. Ilse Orth streicht nochmals heraus, dass bei den Genderidentitäten, den Geschlechtsrollen, bei der Art- und Weise, "wie eine Frau als Frau zu sein hat", ein "Mann als Mann zu sein hat", Wertungen und Normen auf den Menschen lasten, die oft Jahrhunderte an Geschichte in sich tragen und die uns durch unsere Kultur, in der sogenannten "Enkulturation", und durch unseren gesellschaftlichen Zusammenhang in der sogenannten "Sozialisierung" vermittelt werden. (vgl. Orth 2002)

Zusammenfassend schreibt Petzold 2001 in seiner Veröffentlichung zu dem Thema „Transversale Identität und Identitätsarbeit“ folgendes:

„Identität ist Element der Integrativen Persönlichkeitstheorie, die *Selbst, Ich, Identität* differenziert. Sie wird durch Selbst- und Fremdzuschreibungen und deren kognitiver (appraisal) und emotionaler (valuation) Bewertung in sozialen Netzwerken und sozialen Welten als Synergie kollektiver und subjektiver mentaler Repräsentationen konstituiert in fortlaufenden Prozessen des Aushandelns von Identität über die *Lebensspanne*. Diese werden als Entwicklungsprozesse gesehen und an die Konzepte und Forschungen „Entwicklungspsychologie der Lebensspanne“ rückgebunden. In differenzierten Identitätsprozessen des „Aushandelns“ emanzipiert sich Identität, und ist, indem sie sich wieder und wieder selbst überschreitet, als eine „transversale Identität“ zu sehen.“ (vgl. Petzold 2001p)

Inzwischen ist es in der Identitätsforschung nicht mehr umstritten, dass Identität ein dynamischer, lebenslanger Prozess ist. (vgl. Straus, Höfer 1997) Die bekannten Phasenmodelle wie z. B. das Acht-Phasenmodell von E.H. Erikson sind inzwischen widerlegt, weil die Identitätsprozesse viel dynamischer sind als angenommen. "Das Spezifische und Originäre im integrativen Ansatz ist seit seinen Anfängen die Annahme eines lebenslangen Veränderungsprozesses und die konsequente Leiborientierung." (vgl. Höhmann-Kost, Siegele 2004)

3.1. Männliche Identität und Sozialisation

Mit Sozialisation ist im Allgemeinen das Gesamte der Prozesse des Aufwachsens der Menschen in ihrer Wechselbeziehung mit der dinglich-materiellen (stofflichen), ihrer sozialen Umwelt und mit sich selbst gemeint. Anders ausgedrückt ist Sozialisation der Prozess, in dessen Verlauf sich der biologisch entstandene und kulturgegenetisch vorausgesetzte menschliche Organismus zu einer sozial handlungsfähigen und identischen Persönlichkeit heranbildet. (vgl. Böhnisch, Winter 1997) Soziologisch betrachtet, geht es um die Integration des Menschen in die kulturell vorgegeben sozialen (Rollen-) Systeme. Böhnisch und Winter weisen darauf hin, dass die Entwicklung zur "identischen Persönlichkeit" (die personale und soziale Identität muss in den verschiedenen Lebensaltern immer wieder neu gefestigt und biographisch ausgeformt werden) und die Integration in altersgruppenspezifisch wechselnde soziale Rollensysteme als ein lebenslanger Prozess zu verstehen ist. Diese Auffassung wird in der Integrativen Therapie, als ein biopsychosoziales Modell, mit der lebenslaufbezogenen Perspektive der Entwicklung und des Alterns als "einem hochkomplexen Prozess der Veränderung auf der biologischen, psychischen, sozialen, ökologischen Ebene" erweitert. In der IT sprechen wir von dem "life-span-developmental approach". Durch Erkenntnisse der modernen Longitudinalforschung wurde die klinische Entwicklungspsychologie Grundlage der Betrachtung. Die Integrative Therapie versteht sich als eine entwicklungsorientierte Psychotherapie, Gesundheitsförderung und Persönlichkeitsentfaltung in der Lebensspanne. Unter der Einbeziehung von Risikofaktoren, protektiven Faktoren und Resilienzen hat sie neben der entwicklungspsychologischen bzw. entwicklungstheoretischen auch eine klare salutogenesebewusste Ausrichtung. (vgl. Orth, Petzold 2000, Petzold, Goffin, Oudhof 1996). Mit diesem Verweis auf die Grundlagen der Integrativen Therapie möchten wir an dieser Stelle nochmals auf die aus unserer Sicht besonderen Eignung dieses Modell zur Bearbeitung der Genderfragen hinweisen. Nach Petzold muss eine erfolgreiche Psychotherapie auch Gesundheitsförderung und Soziotherapie sein. Aus seiner Sicht gewinnen Psychotherapie, Soziotherapie und Gesundheitsförderung in ihren Angrenzungen und Überschneidungen an Fruchtbarkeit. Dies wurde im Integrativen Ansatz stets affirmiert und "darin ist eine seiner besonderen Stärken zu sehen." (Petzold 1998 h) Mit diesem Überschneidungsbereich besteht auch die Möglichkeit einer vermehrten Einbeziehung von Patienten und Klienten als Partner in die Prozesse der Problem- und Krankheitsbewältigung und der Gesundheitsarbeit. Diese Bereiche sind für Petzold von einem modernen Verständnis von psychosozialer und therapeutischer Arbeit, Hilfeleistung und Entwicklungsförderung nicht mehr zu trennen. Für die geschlechtsspezifische Zupassung lässt sich der Integrative Ansatz für ihn sehr gut einsetzen, da hier die systematische Umsetzung von Erkenntnissen aus der Forschung in die klinische Praxis erfolgen kann und Prozesse der therapeutischen Sozialisation unter Berücksichtigung der Genderfrage fundiert "und rein ideologische Positionen überschreitend" mit den Klientinnen und Patienten ko-respondierend in Gang gesetzt werden können. (vgl. Petzold 1998 h)

Mit der folgenden Betrachtung der männerspezifischen Sozialisation wollen wir eine Anregung geben und auch zum Eintreten in den Diskurs über Genderfragen mit unseren Patienten und Klienten ermuntern. Es ist uns bewusst, dass unsere Darstellung eine Verkürzung darstellt. Gleichwohl sind es besondere Aspekte unserer Kultur, der Gesellschaft und unserer Historie, die einen unbestreitbaren Einfluss auf die Entwicklung der vorherrschenden Männerbilder hatten und weiterhin haben werden. Daher nutzen wir die Gelegenheit, Wissensbestände zu dem Thema männliche Sozialisation zusammenzutragen, um die Diskussion weiter zu befruchten.

Wir stützen unsere Erläuterungen auf die Grundthese in Anlehnung an Böhnisch und Winter, dass bei Jungen mit zunehmendem Alter die Selbsterfahrung von und Selbstbestätigung über Gefühle(n) gehemmt und externalisiert (d. h. nach außen gelenkt) wird. Gefühle für sich und füreinander sind Jungen aus der Sicht der beiden Autoren mehr verwehrt als Mädchen. In Emotionen drückt sich nach Auffassung von Böhnisch/Winter der Selbstbezug des Individuums im Austausch mit seiner sozialen Umwelt aus. Bei Verwendung der weitverbreiteten Geschlechtsrollenstereotype: Frauen >sind< emotional, Männer >sind< rational, würde dies bedeuten, dass Männer weniger emotional sind. Mit zunehmendem Lebensalter schreitet die Kanalisierung und Unterdrückung der Emotionen bei Männer

fort. Der Beginn dieser Entwicklung liegt in der Herkunftsfamilie, wo eine geschlechtsspezifische Ungleichbehandlung der Eltern gegenüber ihren Jungen und Mädchen von Geburt an zu beobachten ist. So werden die Jungen in der Regel früher als Mädchen aus der symbiotischen Verbindung mit ihrer primären Bezugsperson, meist der Mutter, gerissen. Zum einen ist dies auf die vorherrschenden Geschlechternormen zurückzuführen, die bewirken, dass bei Jungen selbständiges, nach außen gerichtetes, oft auch wildes oder gewalttätiges Verhalten deutlich stärker gefördert wird als bei den Mädchen, während Anhänglichkeit und Hilfesuche eher sanktioniert werden. (vgl. Fagot, 1978) Dies wird in der Arbeits- und Berufswelt später weitergeführt und verstärkt. Die dort herrschende Rationalisierung verlangt den Männern - anlog den Prinzipien der der geschlechtshierarchischen Arbeitsteilung - eine weitere und oft endgültige Kanalisierung und Unterdrückung ihrer Emotionen ab. (vgl. Böhnisch/Winter 1997)

Die Umkehr von Gefühlen in Rationalität und Machtstreben ist etwas, was auch Frauen in ihrem Menschsein und Frausein betrifft. "Jedoch ist der Druck auf Männer, sich der Ideologie der Macht zu fügen, stärker. Ihre Metaphysik des Selbst zerstört ihre eigene Menschlichkeit. Frauen haben oft mehr Möglichkeiten, ihren Sinn des Lebens außerhalb solch einer Ideologie zu finden. Sie können Leben in die Welt bringen." (Gruen 1986)

Der Schweizer Psychoanalytiker Arno Gruen spricht in diesem Zusammenhang von seinem Modell der "Autonomie". "Autonomie ist derjenige Zustand der Integration, in dem ein Mensch in voller Übereinstimmung mit seinen eigenen Gefühlen und Bedürfnissen ist." (vgl. Gruen 1986) Autonomie beinhaltet für ihn die Fähigkeit, ein Selbst zu haben, das auf den Zugang zu eigenen Gefühlen und Bedürfnissen gründet. Er spricht von einem allgemeinen menschlichen Dilemma der Autonomie, der "Veräußerlichung des Menschen", die sich beim Mann besonders ausformt. Die emotionalen Abspaltungen und Veräußerlichungen des Mannes werden verstanden als das sozialisatorisch vermittelte und geschlechtshierarchisch sanktionierte "Außen" der Männer. Als zentrales sozialisatorisches Problem wird darauf abgehoben, inwieweit auf die Wünsche und Bedürfnisse von Jungen eingegangen wird und sie eben nicht zwanghaft an die Männerwelt angepasst werden. Es geht um das Zulassen und Fördern der Jungen, damit sich auch die androgynen Tendenzen sozial entfalten und sozial anerkannt werden. Die eigentlichen fürsorglichen und empathischen Tugenden der Männer wurden im Laufe der kulturellen Entwicklung bedingt durch die Zunahme von Kampf und Gewalt wie kulturhistorisch gesehen, z.B. in kriegerischen Auseinandersetzungen, verschüttet. (vgl. Böhnisch/Winter 1997)

Eine weitere Erklärung für das männliche Dilemma der Autonomie liegt in der Tatsache, dass die (früh-) kindliche Sozialisation in einer frauengeprägten Alltagswelt stattfindet. In allen Institutionen wie Hort, Kindergarten, Grundschule oder der Nachbarschaft fehlen emotional greifbare Männer. Auch zu Hause tritt der Vater (falls überhaupt vorhanden) nur in Ausnahmesituationen auf. Nach der Arbeit müde und erschöpft, am Wochenende mit tollen Aktionen aktiv oder auf Urlaubsfahrten zeitlich begrenzt mit intensiveren Kontakt präsentieren sich die Väter und verwirren häufig ihre Söhne.

Nach Oelemann tauchen Männer in der Kindererziehung nur als Funktionsträger von einer von drei Funktionen auf:

1. Als strafende Sanktionsinstanz ("Warte nur wenn Papa nach Hause kommt..."), 2. Als Organisator spektakulärer Sonntagsausflüge oder 3. Als Förderer von Aktion und Aggression, der Mann der mit seinem Sohn rumtobt - am liebsten kurz vor dem Schlafengehen. (vgl. Oelemann 1993) Problematisch ist sicherlich auch, dass Jungen nicht wissen, welche Alltagsprobleme ihre Väter zu bewältigen haben, Schwächen oder Entwürdigungen am Arbeitsplatz bekommen sie in der Regel nicht mit. Es heißt dann höchstens: "Vati hatte einen schweren Tag und muss sich jetzt ausruhen." Gefühle von Kleinheit, Bedürftigkeit oder Überforderung und Versagen werden dem Jungen nicht gezeigt und bleiben in der Vater-Sohn-Beziehung meistens außen vor.

"Die häufige Abwesenheit der Männer im Alltag der Jungen führt dazu, dass diese kaum die

Möglichkeit einer männlichen Geschlechtsidentifikation haben. Sie müssen meist auf jene Person, die sie nach der Trennung von der Mutter >auffangen< und im Gleich-Sein spiegeln könnte, verzichten, fallen somit, metaphorisch gesprochen, ins Nichts." (vgl. Neumann, Süfke 2004) Der Junge greift in dieser Situation zu den sogenannten "Umwegidentifikationen". Zum einen wird Mann-sein über den Besitz definiert. Männer haben einen Penis, einen Bart, einen Beruf, öffentliches Ansehen und nicht selten Verfügen sie über Bestrafungsmacht. Die Frauen werden hingegen als weniger besitzend gesehen, was nicht selten einer weiblichen Abwertung weiteren Vorschub leistet und zu einer Überhöhung des Männlichen führt. Als weitere Umwegidentifikation greifen die Jungen in Ermangelung männlicher Identifikationspersonen und damit konkreten Wissens über Männer auf das zurück, was sie schon früh gelernt haben, nämlich wie Frauen sind, was sie machen, welche Rollen sie tagtäglich einnehmen. Im unbewussten Umkehrschluss wird die Frau als Nicht-Mann identifiziert. Es liegt nahe zu der Einstellung zu kommen, dass es zur Erlangung von männlicher Identität maßgeblich ist, nicht wie eine Frau zu sein, also nicht Nicht-Mann. Jungen verfügen selbstverständlich über von der Gesellschaft eher Frauen zugewiesenen Anteile. Diese weichen und schutzbedürftigen Persönlichkeitsanteile werden von den Jungen mit zunehmendem Alter unterdrückt und bekämpft, da Mann-Sein ja Nicht-Frau-Sein oder Nicht-Nicht-Mann bedeutet. (vgl. Böhnisch, Winter 1997) Eigene innere Impulse werden somit zum Objekt der Ablehnung, der Angst und der Abwertung. Es kommt zur Verachtung und zur Furcht vor eigenen Gefühlen.

Böhnisch und Winter prägten den Begriff "Gendering", um den gesellschaftlichen Prozess der Konstruktion der sozialen Kategorie Geschlecht (engl.: gender) im Zusammenspiel von geschlechtshierarchischer Arbeitsteilung und geschlechtsbezogenen Interaktionsformen und Rollensystemen einer Gesellschaft zu bezeichnen. So wird für Jungen auf verschiedensten Ebenen ein Bild von Männlichkeit vermittelt. Dieses Bild unterscheidet sich fundamental von dem vermittelten Bild von Weiblichkeit. Konkret geschieht dies durch die tagtägliche Konfrontation der Jungen mit:

- einer *geschlechtshierarchischen Arbeitsteilung*, d. h. Männer sind weitestgehend in anderen Tätigkeitsgebieten aktiv als Frauen, und diese Tätigkeiten sind meist in Hinblick auf Prestige, Bezahlung und Befehlsmacht höherrangig,
- *geschlechtsbezogenen Interaktionsformen*, z. B. einem größeren Redeanteil von Männern in Diskussionen oder mehr Körperkontakt durch Frauen, und
- *geschlechtsbezogenen Rollensystemen*, z. B. dem Auftreten der Mutter als emotionale Versorgerin und des Vaters als finanzieller Versorger (vgl. Böhnisch, Winter 1997)

Gendering ist in allen Bereichen des Alltags quasi dauerhaft wirksam. Die durch den Prozess des Gendering vermittelten Männlichkeitsattribute werden von den heranwachsenden Jungen weitgehend unkritisch übernommen. Für den Fall, dass z. B. ein Junge durch sein Verhalten oder seine Einstellungen das vorherrschende Männlichkeitsbild herausfordert, wird er meist deutliche Sanktionen - und zwar überwiegend durch die eigenen Geschlechtsgenossen, aber auch durch Frauen und Mädchen - zu spüren bekommen. Der Jugendliche, der z. B. die sexuellen Anzüglichkeiten seiner Klassenkameraden den Mädchen gegenüber öffentlich tadelt; der junge Mann, der sich zu seiner Homosexualität bekennt oder der schwächliche Junge, der lieber Bücher liest als Fußball spielt, sie alle werden von ihrer Bezugsgruppe für ihre Verstöße gegen die geltenden Geschlechternormen mit Verachtung gestraft. (vgl. Neumann, Süfke 2004)

Zur Beschreibung des Phänomens der Dominanz und Unterordnung von verschiedenen Gruppen von Männern oder Jungen prägte der australische Soziologie-Professor Robert W. Connell den Begriff der "hegemonialen Männlichkeit". Er definiert Männlichkeit als eine Anordnung von Praxis (...), die sich um die Position von Männern innerhalb der Struktur von Geschlechterverhältnissen aufbaut. Connell benutzt den Plural "Männlichkeiten", um darauf hinzuweisen, dass es normalerweise mehr als eine solche Anordnung in jeder geschlechtlichen Gesellschaftsordnung gibt. Mit "Anordnung von Praxis" sind hauptsächlich die Handlungsweisen von Männern in den jeweiligen sozialen Zusammenhängen gemeint. Demnach kann all dem, was Männer tun, auch das Attribut männlich zugeordnet werden.

"Durch Wiederholungen werden männliche Handlungen männliche Tradition, sie bekommen historische Bedeutung und werden zu einem möglichen Lernfeld, aus dem sich zukünftige Männer bedienen können. Da Handlungen sehr vielschichtig sind und einzelne Männer in verschiedenen sozialen Zusammenhängen eingebunden sind, ist kein Mann sozusagen >aus einem Holz geschnitzt<. Männlichkeit ist in vielen Varianten vorhanden und denkbar, so dass man nur von Männlichkeiten sprechen kann. Wir können in zahlreichen bestimmten sozialen Räumen (Schule, Arbeit, Sport) unterschiedliche facettenreiche Männlichkeiten individuell in jedem Mann beobachten." (vgl. Diekmann 2002) Männlichkeiten sind in soziale Beziehungen eingebunden, sowohl zu anderen Männern, als auch zu Frauen und Kindern. Das Geschlecht aus soziologischer Betrachtung wird einerseits sozial hergestellt und andererseits erst durch einzelne Personen mit ihrem Handeln lebendig.

Connell ist es wichtig, auf die "Struktur der Geschlechterverhältnisse" hinzuweisen. Für ihn wirken sie in Staat und Wirtschaft wie in Familie und Sexualität. "Männlichkeiten sind als Ausdruck individueller Handlungen in der gestalterischen Verantwortung der einzelnen Männer und gleichwohl eine kollektive Leistung mit einem gesellschaftlichen Verweisungszusammenhang, der auch eine gesellschaftliche Verantwortlichkeit und Gestaltungsmöglichkeit der `Kollektive` umfasst. Daher sind Männlichkeiten dynamisch und veränderbar, sowohl in einzelnen Handlungsweisen, als auch in gesellschaftlichen Strukturmomenten." (vgl. Diekmann 2002)

Connell weist auf die Tatsache hin, dass Männer Frauen weltweit dominieren. Er leitet daraus die hegemoniale Form von Männlichkeit als soziale Praxis in der Gesellschaft ab, die von "Männerbünden" als einem männlichen Beziehungsgeflecht erzeugt wird. Dieses Beziehungsgeflecht hat sich nicht unbedingt bewusst und reflektiert als ein Zusammenschluss gebildet, um Frauen zu unterdrücken. Für Connell ist dies eher ein Nebeneffekt anderer Bemühungen. Hegemoniale Männlichkeit beinhaltet, dass sie sich in Verbindung und Zusammenspiel zu untergeordneten Männlichkeiten und Frauen herstellt, wobei nicht die bloße Gewalt oder sozialer Druck die Hegemonie begründet, obwohl beide Aspekte nicht auszuschließen sind und unterstützend wirken können. "Hegemonie meint eine soziale Überlegenheit, die im Zusammenspiel sozialer Mächte und Zwänge erlangt wird und in die Gestaltung des Privatlebens und kultureller Prozesse hineinreicht, ohne auf brutale Machtkämpfe angewiesen zu sein. Überlegenheit, die eine Gruppe von Männern über eine andere mit Waffengewalt oder Androhung von Arbeitslosigkeit durchsetzt, ist keine Hegemonie im Gegensatz zu Überlegenheit, die auf dem Einfluss auf religiöse Lehren und Praktiken, Massenmedien, Gehaltsstrukturen, Gestaltung von Wohneinheiten, die Sozialhilfe und Steuern etc. beruht." (vgl. Connell 1987)

Die Überlegenheit beruht nicht auf Zwang und Unterdrückung und kann doch damit einher gehen. Auch schließt die Überlegenheit der hegemonialen Männlichkeit Alternativen nicht aus oder zerstört sie. Im Gegenteil benötigt sie Alternativen für die Definition des Untergeordneten, der sogenannten Minderheit. Diese Alternativen sind die sogenannten untergeordneten Männlichkeiten, die zahlenmäßig keine Minderheiten sind, sondern den (Alltags-) Diskurs um die Definition von Männlichkeiten nicht bestimmen. Sie nehmen lediglich teil, womit sie die Gegebenheiten stützen und vervielfältigen und irgendwann eventuell auch verwandeln. "Hegemoniale Männlichkeit bedarf nicht der Anwesenheit der `hegemonialen Männer`, obwohl es sie in geringer Anzahl gibt, sondern der Präsenz der `hegemonialen Form`." (vgl. Diekmann 2002) Es gehört zu den Strategien hegemonialer Männlichkeit, Alternativen an den Rand zu drängen, um sie unsichtbar zu machen und ihnen eine klare Position zu verwehren. Alternative Lebensformen könnten die hegemoniale Männlichkeit in Gefahr bringen. Aber warum stützt die Mehrzahl der Männer dieses System? Connell sieht hierfür die Ursache in der "patriarchalen Dividende". Das meint, dass die meisten Männer - auch die `Untergeordneten` - in irgendeiner Form von der Unterdrückung der Frauen profitieren. Hegemoniale Männlichkeit ist der kulturelle Ausdruck dieser Überlegenheit. Der Profit der patriarchalen Dividende ist die Basis für den gesamtgesellschaftlichen Konsens, der notwendig ist, um die hegemoniale Männlichkeit aufrecht zu halten. Viele Männer richten ihr Leben auf die Erreichung von Männlichkeitsidealen aus und orientieren sich dabei an ihren äußerlichen Vorstellungen. Oftmals sehen sie sich scheitern. "Wenige Männer sind Bogarts oder Stallones, viele beteiligen sich daran, diese Idole aufrechtzuerhalten." (vgl. Connell 1987)

Es geht also um die Inszenierung von Männlichkeiten, die die Dominanz von Männern über Frauen und auch zwischen verschiedenen Gruppen von Männern bzw. Jungen aufrechtzuerhalten vermag. So ist etwa in unserer Gesellschaft die Unterordnung und Diskriminierung dunkelhäutiger, pro-feministischer, effeminiertes oder auch einfach jüngerer Männer zu beobachten. In anderen Gesellschaftsformen oder Kulturen mag dies inhaltlich anders aussehen, das Prinzip bleibt aber dasselbe (vgl. Gilmore 1991).

Diese Ausführungen sollten verdeutlichen, dass Jungen bei ihrer Suche nach Geschlechtsidentität dem alltäglichen und auf vielfältigen Ebenen wirksamen Prozess des Gendering ausgesetzt sind. Sie selbst sind nur schwerlich in der Lage, diesen Einfluss zu erkennen, reflektieren oder gegebenenfalls zurückweisen zu können. Falls sie sich den durch Gendering vermittelten Prinzipien hegemonialer Männlichkeit widersetzen, sind sie massiven Sanktionen, sowohl von ihren Geschlechtsgenossen als auch von Seiten der Mädchen und Frauen ausgesetzt. Jungen werden so in eine patriarchale Gesellschaftsstruktur hineinsozialisiert, ohne dass sie den Herrschaftscharakter dieser Struktur wahrnehmen oder sich gar aktiv mit diesen Strukturen auseinandersetzen können. Böhnisch und Winter sprechen von einem "Gezwungensein in die Jungenrolle" (vgl. Böhnisch, Winter 1997).

Mit den Entwicklungen in den postindustriellen Gesellschaften, die Ulrich Beck mit Individualisierung und Pluralisierung von Lebensentwürfen beschreibt (vgl. Beck 1986), ist es zu einer kontinuierlichen Zunahme von Wahlmöglichkeiten gekommen. Dies führt nach Ansicht von Böhnisch und Winter dazu, dass "Sozialisationsverläufe weniger linear und geschlossen, sondern offener, pluraler und riskanter geworden sind." (vgl. Böhnisch, Winter 1997) Die Emanzipation der Frauen, der wissenschaftliche Diskurs über verschiedene Formen von Männlichkeiten und die Veränderungen auf dem Arbeitsmarkt, der eine lebenslange kontinuierliche Erwerbsbiographie für Männer immer weniger bereit hält und ihnen damit zunehmend die Ausschließlichkeitsdefinition über das Erwerbseinkommen entzieht, all diese (post-) modernen Entwicklungen provozieren eine immer stärkere Auffächerung männlicher Lebensstile sowie eine Infragestellung des traditionellen Männerbildes. Der heutige Mann lebt in einer Zeit, in der die althergebrachten Geschlechtertraditionen immer mehr hinterfragt werden, aber das Phänomen des Gendering immer noch weiterbesteht und seine Spuren in den Köpfen der Männer und Frauen hinterlässt. (vgl. Neumann, Süfke 2004) Die Autoren Böhnisch und Winter entwickelten Grundprinzipien des Mann-Seins, um in idealtypischer Weise darzulegen, wie Männer in dem Spannungsverhältnis zwischen dem oben beschriebenen "Autonomie-Dilemma" einerseits und mit den Gendering-Anforderungen andererseits ihr Mann-Sein emotional bewältigen. Als "durchgängiges Grundmuster männlicher Sozialisation und Lebensbewältigung" bezeichnen sie das **Prinzip der Externalisierung**, d. h. der Außenorientierung in Wahrnehmung und Handeln. Für sie ist die Externalisierung quasi die Leitlinie männlicher Lebensbewältigung, die den folgenden von ihnen genannten Grundprinzipien der Bewältigung des Mann-Seins immer zugrunde liegt. Externalisierung beinhaltet ein Verbot und eine Warnung vor dem Innen: Wenn du dich mit dir selbst beschäftigst, merkst du, wie schlecht es dir geht. Dieses Bewältigungsprinzip korrespondiert mit der traditionellen geschlechthierarchischen Definition des Mannes in der gesellschaftlichen Arbeitsteilung: Er soll erwerbsarbeitszentriert sein, sich der Konkurrenz aussetzen, andere verdrängen können und dabei keine Schwächen zeigen. Stummheit, Alleinsein, Rationalität, Kontrolle, Gewalt und Benutzung sind zusammen gesehen Ausdrucksformen der Externalisierung. Sie stellen besondere Methoden des Nach-Außen-Lenkens dar. Als Konsequenzen der Externalisierung wird die Nicht-Bezogenheit zum eigenen Selbst, d. h. "einen Mangel an Bindungen und Verbindungen zu sich selbst, zu individuellen Anteilen und zu anderen Personen." angegeben. "Mit der Externalisierung verbunden ist damit eine mangelnde Fähigkeit zur Empathie, und das bedeutet auch: eine relativ schwache Beziehungs- und Gruppenfähigkeit." wenig später schreiben sie: "In letzter Konsequenz bewirkt Externalisierung eine Art autistischer Störung, die Kontakt mit sich und anderen regelrecht verhindert." (vgl. Böhnisch, Winter 1997)

Mit dem **Grundprinzip Stummheit** ist die Unfähigkeit der Männer gemeint, anderen -oder auch sich selbst- deutlich zu machen, was sie bewegt, eine weitverbreitete emotionale Sprachlosigkeit sich selbst und anderen gegenüber. **Alleinsein** ist die logische Folge der beschriebenen Schwierigkeiten von Männern, sich zu öffnen und mitzuteilen sowie den Gefühlen und Bedürfnissen anderer zuzuwenden.

"Alleinsein, das heißt auch Selbständig-Sein-Können, ein notwendiges Mittel im Konkurrenzkampf ... Eigenständigkeit wird zum Zwang. Die Angst vor dem Verlassenwerden ist die Konsequenz. Diese Angst bewirkt jedoch, dass das `Alleinsein-Ideal` noch stärker betont und ritualisiert wird: am besten mit Geländewagen oder Motorrad, mindestens jedoch allein in einer Ecke. Rauchend." (vgl. ebd.) Das **Prinzip der Rationalität** hat etwas mit der Überbewertung der äußeren und der gleichzeitigen Abwertung der inneren selbstbezogenen emotionalen Bereiche des Betreffenden zu tun. Der Verstand, die Logik und die Überbetonung von Wissenschaftlichkeit und dem Diktat des Machbaren dominieren häufig das Denken vieler Männer. Ursache für dieses Prinzip liegt für die Autoren in den Jahrhunderte dauernden "Entzug von Mitmenschlichkeit" im Produktionsprozess. Wesentliche Teile des Emotionalen wurden -nach Böhnisch und Winter- den Männern aus ihren Arbeits- und Lebensprozessen herausgedrängt und den Frauen zugeschrieben.

Um das männliche Herrschaftssystem und die stets gefährdete innere Balance der Männer aufrechtzuerhalten, ist das **Prinzip der Kontrolle** nötig. Zum einen werden eigene Gefühle und Bedürfnisse in Schach gehalten, ein Sich-Fallenlassen oder Sich-Hingeben wird verhindert und zum anderen müssen zur Aufrechterhaltung der männlichen Macht auch andere, also PartnerInnen, Kinder, Untergebene etc. unter Kontrolle gehalten werden. Neumann und Sufke weisen in diesem Zusammenhang auf den höheren Alkoholkonsum von Männern hin. Dieser könnte aus ihrer Sicht als ein Versuch interpretiert werden, dem eigenen Kontrollzwang zu entfliehen. (vgl. Neumann, Sufke 2004, S. 36)

Mit dem **Prinzip der Körperferne** ist zunächst die Funktionalisierung und Technisierung des eigenen Körpers gemeint. Unter Umständen wird ihm weniger Beachtung, Pflege und Rücksicht entgegengebracht als dem eigenen Auto. Diese Körper-Technisierung geht häufig mit einer Vernachlässigung der eigenen Gesundheit einher. Deutlich wird die Körperferne der Männer auch bei der Vermeidung von Körperlichkeit anderen Männern gegenüber. Die körperliche Intimität mit anderen Männern wird in der Regel mit Homosexualität assoziiert und daher von den meisten Männern vermieden, um den Abwertungen des Homosexualitätsverdachts zu entgehen. Der neue Körperkult, der durch Männerzeitschriften propagiert wird und sich in der inflationären Verbreitung von Fitness-Studios niederschlägt, ist nach Ansicht von Neumann und Sufke ebenfalls ein Externalisierungs-Phänomen, da es dabei nicht so sehr um das Wohlbefinden im eigenen Körper oder um eine bessere Körperwahrnehmung geht, sondern vielmehr um die nach außen gerichtete Demonstration von Kraft, Stärke oder auch Attraktivität. Auch mit den **Prinzipien der Gewalt und Benutzung** geht die Externalisierung einher. Zunächst sind mit diesen Prinzipien die unmittelbare physische bzw. sexuelle Gewalt gegenüber Frauen, Kindern oder anderen Männern gemeint. Auf individueller Ebene äußern sich diese Prinzipien in Form von Prügeleien und Vergewaltigungen, auf kollektiver Ebene äußern sie sich durch geführte Kriege. Darüber hinaus ist auch die mehr oder weniger gewaltvolle Benutzung natürlicher Ressourcen (Stichwort: Umweltzerstörung) oder anderer Menschen diesen Grundprinzipien männlicher Sozialisation zuzuordnen. Selbstverständlich gehört auch der zerstörerische Umgang mit sich selbst dazu. Diese Gewalt zeigt sich in Form von Konkurrenzdruck, Leistungsdruck, Emotionsunterdrückung oder dem Ignorieren körperlicher Beschwerden. (vgl. Neumann, Sufke 2004)

Mit diesen idealtypischen männlichen Sozialisationsprinzipien ist es Böhnisch und Winter als Vertreter der kritischen Männerforschung in Deutschland aus unserer Sicht gelungen, modellhaft eine Charakterisierung des heutigen Mannes unter der besonderen Berücksichtigung einer durchschnittlichen männlichen Sozialisation in unserer Industriegesellschaft vorzunehmen.

Mit diesen Zugangskonzepten zum Mannsein und zur männlichen Lebensbewältigung kann auch die Alkoholabhängigkeit bei Männern aufgeschlossen werden. Über die Bewältigungsmuster Externalisierung, Körperferne und Kontrolle lässt sich der männlich geprägte Alkoholismus gut strukturieren. Der Kontrollverlust bedeutet wohl den einschneidendsten Bruch in der "Suchtkarriere" eines alkoholabhängigen Menschen. Aus der Perspektive männlicher Lebensbewältigung bedeutet dies nicht nur, dass bei Alkoholkranken das männliche Bewältigungsprinzip Kontrolle versagt, sondern auch, dass es sich nun gegen den Abhängigen selbst wendet. Der psycho-physische Verlust der

Selbstkontrolle ist in der Regel verbunden mit einem sozialen Realitäts- und Kontrollverlust. Auch wenn das soziale Umfeld (die Arbeitsstelle, Freunde, Bekannte) längst weggebrochen ist, versuchen Alkoholabhängige nicht selten mit Aggressivität und Anklammerungsverhalten Außenkontrolle zu erzwingen. Sie haben die Kontrolle über sich und die anderen verloren und wollen sie dennoch häufig mit allen Mitteln aufrechterhalten. Nicht selten geht es darum, Gefühle von Angst und Schwäche zu unterdrücken. Die Funktionalisierung und Technisierung des Körpers und die beschriebene männliche Stummheit erschweren den betroffenen Männern mit sich selbst und mit den anderen ins Reine zu kommen. (siehe dazu 5. Männer und Sucht)

4. Die fünf Säulen der Identität

Die fünf Säulen der Identität, entwickelt von Hilarion Petzold, bieten ein/e Konzept/Folie zum besseren Verständnis der vielfältigen Identitätsdynamiken unter Einbeziehung wesentlicher Merkmale des Menschen als soziales Wesen im Kontext und Kontinuum sowie zur prozessualen Diagnostik. Sie stellen eine Hilfe dar, der Komplexität von Identitätsfaktoren Rechnung zu tragen und gleichzeitig übersichtliche und beschreibende Unterteilungen vorzunehmen.

4.1. Die Säule der Leiblichkeit

Der Begriff „**Leib**“ umschließt hier die Dimensionen Körper, Seele, Geist, aber auch Sozialität und Ökologie, denn der Leib ist Teil der Lebenswelt. Leib ist „Erkennender und Erkannter“ zugleich. In diesem Sinne kann der Mensch, darin stimmen die Leibphilosophen Marcel Merley, Ponty und Plessner, Buytendijk und H. Schmitz überein, immer nur Leib sein und letztlich nicht oder allenfalls nur virtuell den Leib haben, wie uns Schmerzen oder Prozesse des Alterns zeigen.

Der in unserer Sprachform ungewöhnliche Begriff des „Leib“ lässt sich nicht einfach mit Körper übersetzen, sondern ist wohl am ehesten noch mit dem Wort Organismus zu beschreiben. Im Verständnis der Integrativen Therapie ist der Leib als der erlebende und sich gleichzeitig selbst erlebende Organismus/Körper zu sehen. Alles Erleben, alles Wahrnehmen, alles Fühlen, gleichermaßen auch Denken und Lernen sind somit letztlich immer leiblich zu begreifen und zu verstehen. Körper und Seele lassen sich im Verständnis der Integrativen Therapie nicht trennen, sondern sind immer eins und ein sich erkennen und gleichzeitig ebenso repräsentieren. Vom Leib sprechen wir bei einem Organismus, der sich selbst erlebt und seine Ergebnisse speichern kann, der also ein Bild, eine innere Repräsentation von sich selbst und seiner Welt hat. Ein Leib ist daher ein wahrnehmender und sich selbst gewahr seiender, sich erinnernder Organismus.

Die neuere Neuropsychologie und Hirnforschung bestätigt das komplexe, direkte und indirekte Zusammenwirken des menschlichen Organismus, der körperlichen Erfahrungen mit vielen hirnorganischen Prozessen, wie der Wahrnehmung und dem Lernen. Hilarion Petzold entwickelte die Ideen des Leibphilosophen Hermann Schmitz weiter und spricht in seinem Kernkonzept der integrativen Therapie und Agogik von dem Leibsubjekt als einem transversal „**informierten Leib**“. (vgl. Petzold 1998)

„Ebenso ist menschliches Lernen mehr als das Zusammenspiel neurophysiologischer Prozesse, ausgeschöpfte Neuroplastizität (Ratey 2001). Es ist eine ultrakomplexe Syntheseleistung von unterschiedlichsten, hochvernetzten Prozessen des Leibsubjekts und seiner wahrgenommen relevanten Umwelt, bei der die faktischen Wahrnehmungen und ihre Bewertung verbunden sind.“ (vgl. Petzold 2002 a.) Der subjektive Faktor hat somit große Bedeutung, der Mensch gestaltet die Bedingungen seines Lernens immer mit. Aber es wirken auch unabdingbar soziale, ökologische und kollektive Faktoren: Die Kultur und die Sozioökologie beeinflussen die Konditionen des Lernens nachhaltig, binden in Entkulturations- und Sozialisationsgeschehen individuelles und kollektives Lernen zusammen.“ (vgl. Sieper, Petzold 2002).

In dieser Art der Weiterentwicklung des Leibkonzeptes der Integrativen Therapie von Hilarion Petzold werden die Erkenntnisse über neurophysiologische Prozesse beim Menschen einbezogen und deutlich akzentuiert.

Der Begriff der Leiblichkeit verbindet somit Bewusstes und Unbewusstes miteinander. Er vermittelt zwischen der Exzentrizität und Zentrierung, zwischen Ich-Bewusstsein und der Lebenswelt.

Ein Leib ist als Organismus zu sehen „als der gesamt integrierte biologische Prozess lebendiger Zellen bzw. Zellverbände, zentriert im jeweiligen Kontext und Kontinuum, mit dem sie unlösbar verbunden sind.

Leiblichkeit, wie Petzold sie versteht, bedeutet auch das leibliche Erinnern an die eigene Lebensgeschichte, die einem jeden widerfahren ist und die so auch jeder mit sich trägt. Ziel ist es darüber hinaus, ein eigenes Gesundheitsbewusstsein in jedem Lebensalter zu erreichen, in seinem Körper zu Hause sein, das Erleben leiblicher Integrität.

Die Bezogenheit der Menschen aufeinander ist dementsprechend als zwischenleibliches Miteinander zu sehen, wie es etwa die Interaktion von Kind und Mutter als Bezugspersonen, das zwischenleibliche Lernen von „infant und caregiver“ kennzeichnet. (Petzold ,van Beek, van Hoek 1994). Das Konzept der „Zwischenleiblichkeit“ impliziert somit die grundsätzliche Möglichkeit zu einer sozialen Synchronisierung zwischen den Menschen.

Alle unsere Beziehungen, unsere Kontakte sind somit leibliche Erfahrung und gar nicht anders denkbar. Leibliche Funktionen können folgerichtig Beziehungsmuster kommentieren und Gefühle ausdrücken wie Ängste, Spannung und Lust etc. („Wenn ich dich sehe oder an diese Geschichte denke, bekomme ich Bauchweh“.).

4.1.1. Genetische Ausstattung und männliches Körperbild

In der individuellen Entwicklung des Gefühls der Geschlechtszugehörigkeit spielt die körperliche Entwicklung eine zentrale Rolle. Dabei sind Frauen oder Männer innerhalb ihrer Geschlechtsgruppen wesentlich unterschiedlicher und inhomogener, als die Unterscheide zwischen Frauen oder Männern vermuten lassen.

Unter dem Blickwinkel der Leiblichkeit gilt -wie bei den anderen Perspektiven auf Männlichkeit und männliche Identitäten- die Vielschichtigkeit von Männern und ihren Verhaltensweisen. Bei der Durchsicht der Literatur wurde der Nachholbedarf an wissenschaftlicher Forschung im Bereich der Neuropsychologie unter Berücksichtigung der radikalen soziologischen Veränderungen der Geschlechts- und Rollenbilder, insbesondere der von Männern, deutlich.

Geschlechtzugehörigkeit muss verkörpert, in körperlichen, leiblichen Zeichen und Darstellungen symbolisiert werden. In diesen sozialen Praktiken wird der Leib (Organismus) bearbeitet und als ein „kulturelles Symbol“ geformt. Welche Blicke, Bewegungen, Haltungen, welches Lachen, Kleidung und welcher Ausdruck für das eigene Geschlecht wichtig und welche zu vermeiden sind, das wird als kulturelle Symbolik in den Leib/Körper assimiliert. (vgl. Osten 2000)

Die Entwicklung eines eigenen, intuitiven körperlich-leiblichen Wissens und Gedächtnisses um die Geschlechtszugehörigkeit benötigt Jahre. Männliche Körper werden dabei eher grobmotorisch und bewegungsaktiv in material- und raumexplorativen Aktivitäten sozialisiert, weibliche Körper eher feinmotorisch, ästhetisch und attraktivitätsfördernd. Osten beschreibt weiter, dass die sozialen Kognitionen und Körperattributionen in der späten Kindheit natürlich auch die Emotionalität und die Expressivität von Kindern formen und Jungen durchweg unabhängig, stark, machtvoll, rational, aktiv und selbstwirksam bis dominant sein sollen. (vgl. Osten 2000)

Dass sich die biologischen Organismen der Geschlechter letztlich nur unwesentlich unterscheiden, die phänomenologische Unterschiedlichkeit meist von kulturellen und gesellschaftlichen Überformungen geprägt sind, zeigen die vielfachen, komplexen Lebenswege und Anforderungen der Geschlechter.

Neben den Geschlechtsteilen und der unterschiedlichen hormonellen Entwicklung sind jedoch die Hirnstrukturen von Frauen und Männern an einigen anatomischen Punkten zu unterscheiden. Dies gilt es derzeit nicht mehr zu leugnen, sondern vielmehr weiterhin zu erforschen, inwieweit dies als Einflussfaktor für geschlechtsspezifisches Verhalten zu betrachten ist.

Erwähnenswert erscheint in diesem Zusammenhang, dass das männliche Gehirn statistisch um zehn bis 15 Prozent größer und schwerer ist als das Gehirn einer Frau, es lassen sich jedoch keine größeren Strukturunterschiede erkennen. Es gibt allerdings Hinweise auf Unterschiede in der Verarbeitung von Informationen. Wenn Männer sprechen, dann ist vor allem die linke Hirnhälfte aktiv, bei Frauen hingegen arbeiten linke und rechte Hirnhälfte enger zusammen. Andere Forschungsansätze insbesondere in der Autismusforschung (vgl. Baron - Cohen 2004) mit der Fragestellung nach geschlechtsspezifischen vorgeburtlichen Prägungen, die vor allem von Geschlechtshormonen gesteuert sein sollen, gilt es nicht einfach abzuwehren, sondern langfristig kritisch weiter zu verfolgen. Den vielen Forschungsergebnissen, die betonen, dass männliches Testosteron der Grund für männliche Aggressivität und Gewalt sei, stehen ebenso viele Veröffentlichungen gegenüber, die das Gegenteil behaupten.

Auch hier zeigt sich, dass den vielfältigen Ungleichheiten, die dem Kopf der Geschlechter entspringen, höchstwahrscheinlich nicht nur ein eindimensionaler Einfluss der Hormone zugrunde liegt, sondern dass es sich wiederum um hochkomplexe Vorgänge handelt.

Aus unserer Sicht sind die biologistischen Strömungen der letzten Jahre, das genderspezifische Rollenverhalten als ausschließlich genetisch bedingt zu betrachten, unangemessen einseitig. Bei den vielen Aufgaben, die beide Geschlechter zu bewältigen haben, werden die Geschlechter unwiderruflich auf nicht zu hinterfragende Plätze in den gesellschaftlichen Ausformungen und Hierarchien verwiesen, wenn die Verhaltenweisen von Frauen und Männern nur als Ausdruck einer biologischen Steuerung verstanden werden soll.

Dennoch entbehrt es nicht der Notwendigkeit weiterer Forschung, um den Dialog und Dissens über die sich daraus ergebenden Theorien auch in der Genderfrage konstruktiv weiterführen zu können.

4.1.2. Männer und Gesundheit

Im Umgang der Männer mit ihrem Körper und ihrer Gesundheit erscheinen sich in den letzten Jahren verfestigte Bilder und Rollen sowie anthropologische Anlagen mit gesellschaftlichen Festschreibungen neu zu vermischen und sich neue Anforderungen an die jeweilige Geschlechterrolle zu stellen.

Der unterschiedliche Umgang von Frauen und Männern mit ihren Körpern und mit ihrer Gesundheit zeichnet sich u. a. deutlich durch die Todesursachenstatistik ab. Lungenkrebs, Leberzirrhose und tödliche Verkehrsunfälle sind die häufigsten Todesursachen bei Männern. Die hohe Sterblichkeit der Männer vor Erreichen der Altersrente ist vor allem auf ihre verhaltensbedingten Risiken wie Rauchen, Alkoholkonsum, riskantes Autofahren, Bluthochdruck und Übergewicht zurück zu führen. (vgl. Kolip 2002, Courtney 2001). Männer reagieren anders auf körperliche Signale als Frauen. Die Schwelle, ab der sie medizinische Hilfe in Anspruch nehmen, ist bei den Männern deutlich höher als bei den Frauen. Die Einstellung vieler Männer gegenüber ihrem Körper, gekennzeichnet von Selbstaussbeutung, Selbstgefährdung oder Unverwundbarkeitsvorstellungen, ist dysfunktional, da die Inanspruchnahme von Hilfe auch dort unterbleibt, wo sie sinnvoll sein könnte. (vgl. Courtney 2001)

Frauen bleiben weiter die Expertinnen für den überwiegenden Teil der Gesundheits- und Körperfragen in den Familien und in der Kindererziehung. Männer identifizieren sich über ihre Arbeit - soweit noch

vorhanden.

Die vielen „ungesunden“ Verhaltensweisen sind aber Teil einer vielfältigen, aber meist männlichen somatischen Kultur (vgl. Stein– Hilbers 1995) und unmittelbar gekoppelt mit der Selbstkonstruktion des eigenen Geschlechts: Rauchen, Alkohol und Drogen konsumieren, Kneipen und Stammtische aufsuchen, viel arbeiten und schnell Auto fahren, durchaus in der Natur sein und dennoch nicht auf seine Gesundheit achten. Diese Attribute werden immer noch als männlich konnotiert. Wenn sich ein Mann so verhält, konstruiert er weiterhin -zumindest situativ- sein soziales Männlich-sein und wird dabei durch Männer und Frauen bestätigt oder abgelehnt im Sinne eines durch Selbstidentifikation und Fremdattribuierung unterschwellig ständig ablaufenden Prozesses.

Männer missachten eher als Frauen körperliche Warnsignale und sind schwerer in der Lage zu entspannen, sich Ruhezeiten zu gönnen. Ihre Form des Stressabbaus findet sich häufig in weiterer Aktivität, wie dem Sport, wieder oder der Entspannung über Alkohol.

Spezifische gesundheitliche Gefährdungen treten für Männer dann auf, wenn sie bereits früh extremes Risikoverhalten zeigen (Drogen- und Alkoholkonsum) und wenn in späteren Lebensabschnitten wichtige Identitätsprojekte scheitern. Hier sind es insbesondere die Partnerschaft und Familie, in denen sich Männer durch Konflikte, Trennung, Scheidung und Problemen mit der Vaterschaft in zentralen Komponenten ihrer Identität bedroht fühlen können. (vgl. Faltemaier, 2004)

Mittlerweile hat die körperbewusste Pflege Einzug gehalten innerhalb einer postmodernen Körperkultur in der sportliche Aktivität Teil des Lebensstils, des Lifestyles ist. "Fit for fun", dieses Merkmal hat inzwischen ein hohes Identitätsmoment für Frauen und ebenso auch für Männer erlangt.

Wie die Männergesundheitsforschung zeigt, haben viele Jungen und junge Männer durchaus einen positiven Bezug zu ihrer Gesundheit, ihrem Körper und fühlen sich gesund. Sie treiben Sport, achten im Wesentlichen auf ihre Ernährung und ihr Aussehen. (vgl. Faltemaier 2004)

Ein Teil der Jungen und Männer verhalten sich jedoch anders und entwickeln nach wie vor eine Tendenz, die sich auf den Ausbau ihrer „körperlichen Stärke und Überlegenheit beschränkt“. Das kann bei allen positiven Eigenschaften für ein besseres Körperbewusstsein bei Männern ebenso zu illusionären Gefühlen der Macht und Überlegenheit erwachsen. Wenn alles auf Leistung und schnelleren Ausbau ausgerichtet scheint, können die Mühen der Verwirklichung normierter Identität zu einer fehlgeleiteten sportlich-körperbetonten Bewegung werden und letztlich die Entwicklung einer leiborientierten Identität, einer Bewusstheit für sich selbst bedrohen. Der Leib/Körper wird dabei schnell zu einer Ware, die zu Markte getragen werden muss. Zur ständigen Neu- Identifizierung im Sinne positiver Fremdattributionen müssen körperliche und kognitive, manchmal gesundheitlich riskante Höchstleistungen erbracht werden.

Aus der Freude an der Körperlichkeit, kann ein Zwang und die Abhängigkeit werden, immer fit und sportiv sein zu müssen, das gute Selbstgefühl und Körpererleben, die Selbstattribution "ich bin, ich fühle, ich kann" tritt darüber in den Hintergrund. (vgl. Petzold 2002g, Orth 2002)

Sportliche Männer tendieren nicht selten dazu, durch Körpertraining in extremer Form ihre Stärke wieder aufzubauen und sich gesundheitlich zu gefährden, obwohl dieses Training manchmal in paradoxer und irreführender Weise mit Gesundheitsmotiven begründet wird. Das männliche Imponiergehabe, ausgedrückt über riskantes Autofahren, bei Risikosportarten oder bei Mutproben sind gesundheitlich gleichermaßen in hohem Maße riskant. Diese Art der Demonstration von Stärke ist häufig auf das andere Geschlecht gerichtet und damit dem sexualisierten Modus, Potenz zu zeigen, zuzurechnen.

Das Körper- und Gesundheitsbewusstsein vieler Männer hat sich, ähnlich dem der Frauen in den letzten 20 Jahren mit und ohne Emanzipationsbewegung insgesamt jedoch deutlich hin zu einer wie auch immer motivierten bewussteren Wahrnehmung verändert.

Die aus der Männerbewegung und Männerforschung der 80er Jahre bekannten Defizitbeschreibungen von einer „Körperferne, Externalisierung, Entfremdung, Gefühlsabwehr, Homophobie, der Instrumentalisierung des Körpers des Mannes als ein Werkzeug mit ständiger Leistungsorientierung“, sind bekannt und haben ihre Berechtigung. Doch dem Versuch, das Verhältnis von Männern zu ihren subjektiven eigenleiblichen Selbstwahrnehmungen, dem Zugang zu ihren Gefühlen und zu ihren Körperwahrnehmungen ausschließlich darüber zu beschreiben, müssen sich diese Begrifflichkeiten gleichfalls den Vorwurf einer einseitigen Perspektive gefallen lassen.

Die derzeit für uns klarsten Modelle lieferten die männerspezifische Gesundheitsforschung, die nicht nur den hohen Anteil an männlicher Identifikation über körperliche Überlegenheit und Stärke beschreibt, sondern die Frage nach den individuellen Ressourcen stellt, die die Gesundheit erhalten und fördern können.

Die salutogenetische Gesundheitsforschung gibt uns hier einige gute Hinweise, wie Kohärenzgefühle, Subjekte der Verarbeitungsprozesse auch positiv beeinflusst werden können. Petzold und Faltemaier entwickeln die salutogenetische Perspektive von Antonovsky weiter, indem sie annehmen, dass Gesundheit auch aktiv durch subjektives und soziales Handeln hergestellt werden kann. Demnach werden Männer nicht mehr nur Opfer von externen Verhältnissen (Risikofaktoren) begriffen, sondern als Lebensgestalter in einer Perspektive über ihre gesamte Lebensspanne.

Wie solcher Art Kohärenzgefühle, Widerstandsressourcen von Männern gestützt und gefördert werden können, bleibt eine zu bearbeitende Frage der Praxisdiskussion.

Die immer noch als unmännlich geltenden vielseitigen Formen des Ausdrucks über Turnen und Tanz und ästhetischer Bewegung können auch Männern zu einem bewussten Körperempfinden verhelfen und dazu beitragen, sich insgesamt gesundheitsbewusster zu verhalten. Die sich verändernden Ausdrucksformen in Kunst und Mode und die neuen Lebensstile stellen auch an Männer ständig wechselnde Anforderungen in einer sich stets wandelnden Wertegesellschaft, die keine normierten Einseitigkeiten mehr gelten lassen. Hier eröffnen die kreativen Zugänge den Menschen, insbesondere den Männern, denen die Sprache als Ausdrucksform noch verschlossen ist, eine zusätzliche Option der Lebensäußerung. (vgl. Petzold, Sieper, 1996)

Eine Abkehr von den Defiziten und Erkrankungen der Männer hin zu ihrem Potential lässt sich noch nicht ausreichend erkennen. Die Frage muss sein, wie die alten und neuen Ressourcen explizit auch für Männer aktiviert werden können, damit Männer, insbesondere Männer mit beschädigten Identitäten, die den Suchtmittelmissbrauch als primären Lösungsweg wählen, sich nicht dauerhaft als passive Opfer von externen Verhältnissen erleben und sehen.

Eine Perspektive könnte hier die narrative Arbeit in Gruppen (Männerspezifische Indikationsgruppen) darstellen und so helfen, besser in den Kontakt und in Bezug zueinander zu kommen. Eine leiborientierte Arbeit gerade mit männlichen Suchtpatienten kann sich dabei immer nur an einem eigenständigen, individuellen Gesundheitsprozess messen. Erkrankung oder Einschränkung soll nicht länger als Zeichen von Schwäche kolportiert werden, sondern als eine Identität im Wandel.

4.1.3. Männer und Sexualität

Während sich die Forschung in den letzten 30 Jahren vorwiegend mit der Sexualität der Frau beschäftigt hat, erscheint bei der Suche nach gültigen und schlüssigen Befunden zu männlicher Sexualität noch vieles unklar und unerforscht.

Die männliche Sexualität scheint die Arbeit (oder den Kampf) um die eigene männliche Identität als Geschlechteridentität noch zu verkomplizieren.

„Die Lust macht uns Männer noch verwundbarer und verletzlicher, als wir es eh schon sind und auch

wieder abhängiger. In der Sexualität sind neben Erotik, Berührung und Vereinigung noch immer Kampf, Gewalt und Grenzüberschreitung, Auseinandersetzung und eine potentielle Gefahr der Verletzung per se enthalten. (vgl. Zilbergeld 1994)

Doch Sexualität, auch männliche Sexualität, ist immer Lebensgeschichte und damit von jedem einzigartig und im Beziehungsgeflecht seiner erotischen und seelischen Partnerschaften zu modellieren.

Bei der Betrachtung der Literatur bleiben die überwiegenden Aussagen zur männlichen Sexualität, insbesondere von Seiten der „Männerbewegung“ weiterhin an männlichen Defiziten orientiert. Diese beschreiben uns ein niederschmetterndes Bild von männlicher Sexualität: von den Hemmungen sexuellen und affektiven Verhaltens; von einer grundlegenden Angst die eigenen weiblichen Seiten zu zulassen; von Einschränkungen der Gefühlsäußerungen und Intimität gegenüber anderen, die dazu führe, eigene Sexualität und Erotik von Emotionalität und Zärtlichkeit abzuspalten. Hier wird, wie bekannt, bestätigt, dass männliche Sexualität weiterhin unter dem Aspekt von Leistung und Dominanz steht. (vgl. Hollstein 2002)

Das alte männliche Vorbild des Mannes als Held und selbstverständlich nimmermüder Liebhaber, der den Frauen das uneingeschränkte sexuelle Glück beschert, verschwindet - aber nur langsam.

Einige dieser alten Männerbilder und Mythen beherrschen nach wie vor und trotz aller angeblichen Veränderungen zu permissiven und befreiten Erotik die männliche Sexualität. Dabei symbolisiert der Phallus nicht nur weiterhin männliche Sexualität, sondern ist weiterhin Männlichkeitssymbol schlechthin. Das „automatische Funktionieren“ des Mannes wird als normal und typisch männlich angesehen. Dabei wird das Nachlassen sexueller Fähigkeiten als tiefe Verletzung des Selbstwertgefühls empfunden, gerade weil es immer an alten dargestellten Mythen und Bildern gemessen wird, anstatt sich auf die eigene Altersstufe und Lebensphase zu beziehen. (vgl. Hollstein 2001)

In der Sexualität sind die Beziehungsgeschichte und die Geschichte der Geschlechtsidentität eines Menschen verschlüsselt somit ist unsere Sexualität das verdichtete Abbild dieser Erfahrungen, beschreibt Gunther Schmidt, einer der wenigen deutschen Sexualitätsforscher. (vgl. Schmidt 1991)

Die unzähligen anthropologisch psychologischen Erklärungen beschreiben eine Angst der Männer vor der Frau; vor ihrer Verbundenheit mit der Natur, vor ihrer Unberechenbarkeit und Irrationalität, vor ihrer Gebärfähigkeit und ihren Geheimnissen und vor ihrer sexuellen Kraft und Ausdauer. Die Angst vor dem „Weiblichen“ wird dabei immer wieder als der Grund für die Flucht der Männer vor Nähe oder ihrer Neigung, Frauen zu dominieren zu wollen, genommen.

Ebenso erscheint eine Angst von Männern vor dem homoerotischen auch nicht eine Erfindung der Gegenwart, da Sandor Ferenczi bereits vor 90 Jahren schrieb: „Es ist erstaunlich, wie sehr bei den heutigen Männern die Neigung und Fähigkeit zur gegenseitigen Zärtlichkeit und Liebenswürdigkeiten abhanden gekommen ist. Da es nicht denkbar ist, dass jene in der Kindheit noch so stark ausgesprochenen zärtlichen Affekte spurlos verschwunden sein könnten, muss man diese Zeichen des Widerstandes als Reaktionsbildung, als Abwehrsymptome gegen gleich-geschlechtliche Zärtlichkeit auffassen“ (vgl. Jung 2001)

Diese Art Homophobie beschreibt eine männliche Angst vor der Nähe zu anderen Männern und damit eng verbunden der Abwehr von Homosexualität. Auch hier dominiert die Furcht für weich, weiblich und homosexuell gehalten zu werden.

„Ein Mann der seine eigene Femität oder seine Anziehungskraft auf andere Männer fürchtet ist versucht sich und andere von seiner Heterosexualität zu überzeugen indem er alle weiblichen, interpersonalen und intimen Gefühle oder Impulse unterdrückt.“ (vgl. O Neill 1982 S. 27)

Diese umständlich wirkende Form der Männer: „Ich bin nicht homosexuell, - deshalb bin ich ein Mann und ein potentieller Sexualpartner für eine Frau“, beschreibt die Suche männlicher Jugendlicher nach einer eigenen männlichen Identifikation. Die Bedeutung der Sexualität für Männer im geschlechtsreifen Alter ist für ihre persönliche und gesellschaftliche Identifikation und Selbstbestätigung von hoher Bedeutung. Den „leiblichen“ Veränderungen während der Pubertät folgen Entwicklungsaufgaben in der „Korrespondenz“ mit der sozialen Welt, den Peer Groups von männlichen Jugendlichen. Hier sind die Selbst- und Fremdattribuierungen erneut die wichtigsten Indikatoren. Bestätigen die Umwelt/ Mitwelt und hier vor allem die Frauen, auch Mütter, einem Mann seine sexuelle Attraktivität, fällt die Selbstbewertung des Mannes für sich auch positiv aus. Doch bei dieser geschlechtsbezogenen Identitätsarbeit, entstehen auch für Jugendliche und erwachsene Männer Brüche, Verunsicherungen, Verwirrungen aller Art.

Das Fehlen authentischer männlicher Vorbilder und einer Sprachkultur über die eigene Sexualität, die für Männer nur eingeschränkt zur Verfügung steht, verhindert, dass Sexualität Inhalt ernsthafter und ermutigender Gespräche zwischen Männern, zumindest der meisten heterosexuellen Männer, wird. Grundlage dafür sind Selbstidentifikationen der allzeit unbeeinträchtigten sexuellen Potenz. Sexuelle Störungen werden abgewehrt, abgespalten, bei Bedarf schnell behoben (Stichwort: Viagra). Eine Kommunikation über die eigene, nicht irgendeine Sexualität, wäre dabei ein lohnenswertes Ziel und kann nur von Männern selbst ermöglicht werden.

Homosexuelle Männer hingegen definieren sich zwangsläufig, viel eindeutiger über ihre „Sexualität“, und bestimmen hierüber ihren eigenen eindeutigen Identitätsstatus. Sie lernen offenbar schneller und vielseitiger, über sich und ihre Sexualität und die jeweiligen Wünsche und Schwierigkeiten zu sprechen. Promiskuität und unterschiedliche Formen, Spielarten sind bei homosexuellen Männern weit weniger tabuisiert und im Alltag lebbar .

Dabei werden alle weiteren Identifikationsbereiche, Partnerschaft, Familie, Werte rasch wieder anderen gesellschaftlichen Überformungen und sozialen Gender-Konstruktionen und Aufteilungen unterzogen. (vgl. Gooß 2002)

Liebe und Sexualität als Begegnung zwischen Menschen mit Achtung und Wertschätzung für den anderen muss eingeübt werden, dies geschieht offenbar nicht von alleine. Den verbrieften Anspruch auf immer tollen Sex gibt es weder für Frauen und auch für Männer nicht. Es wird deutlich, wie wichtig eine ständige Auseinandersetzung mit den wechselnden gesellschaftlichen, auch lebensalterstypischen Anforderungen an die Männer und ihre Sexualität wird, um sich „leiblich“ als gesamter Organismus in Körperlichkeit mit allen Sinnen mit einer zufriedenen eigenen Sexualität identifizieren zu können.

Für die praktische Arbeit mit Männern finden sich eine Reihe von Themen in und um die Sexualität, es wird nur leider häufig die substantielle Seite des Problems übersehen, dass Sexualität nicht nur funktionelle, sondern auch eine emotionale Dimensionen hat.

Es scheint, als seien Teile der realen und irrealen Sexualität von Männern mit Suchtproblemen, wie z. B.: sexuelle Funktionsstörungen (nicht nur durch Suchtmittel bedingt), Versagensängste, Nachlassen sexueller Fähigkeiten, Hang zu Gewalt-ausübung in Zusammenhang mit Sexualität noch mit Scham und Sprachlosigkeit verbunden. Daher können angebotsweise wichtige Teilaspekte männlicher Sexualität als Themen in die praktische Arbeit einfließen. So sind z.B.: der Bereich von der Funktion des jeweiligen Suchtmittels im Zusammenhang mit der eigenen Sexualität (Alkohol/Kokain) ebenso wie Bereiche wie Masturbation und sexuelle Spielarten sinnvoll.

Themen wie Prostitution werden oft ganz ausgeblendet. Insbesondere für Männer, die nicht bereit oder in der Lage sind dauerhafte Beziehungen oder Partnerschaften einzugehen und aufrecht zu erhalten, kann die Möglichkeit, sich „Sexualität“ zu erkaufen, eine wichtige identitätsstützende Funktion haben.

Die Macht des Weiblichen glaubt der Mann häufig nur durch Abwehr in aushaltbaren Grenzen

eindämmen zu können, dazu gehören Flucht, Distanz, Impotenz Herrschaftsgebaren, Kontrolle, Gefühlsrohheit und sorgsame Kontrolle über die Erotik, Sinnlichkeit und Sexualität. Sie alle beugen der Gefahr vor, sich zu verlieren, sich zumindest momenthaft aufzugeben und sich einem anderen Menschen auszuliefern. Die „Männlichkeit“ könnte sich auflösen. Die „Vermeidung“ oder „Lösungsform“ von der Abhängigkeit ist ein zentrales Thema im männlichen Lebenslauf. So ist beim Versuch des Mannes, das „Weibliche“ zu beherrschen, der Weg von der Dominanz zur Gewalt nicht mehr sehr weit. (vgl. Hollstein 2004)

4.1.4. Männer und Gewalt

Es gibt wohl kaum ein anderes Thema, das so nah an der männlichen Sexualität liegt, wie die männliche Gewalt - häufig eine brutale Männergewalt: Sexuelle Belästigung, Vergewaltigung, Inzest, harte Pornographie und Misshandlungen zeugen alltäglich davon. Männliche Kumpanei und ein oft schon institutionalisiertes Misstrauen gegenüber Frauen behindern hier die notwendige öffentliche Verfolgung und die mögliche Übernahme von Schuld und Verantwortung für diese Gewalt durch die Täter.

„Gewalt gehört in den männlichen Lebenszusammenhang wie Essen und Trinken. Von klein auf wird dem Jungen nahegelegt, sich durchzuschlagen. Ein Mann muss stark sein und beschützen können. Zum Männerbild gehört, aktiv und handelnd aufzutreten. Deshalb entspricht selbst ein Mann, der gewalttätig ist, diesem Rollenbild. Er tut etwas, was von ihm erwartet wird, gleichzeitig wird er aber dafür verurteilt. Darin besteht für viele Männer ein scheinbar unauflösliches Dilemma.“ (vgl. Lempert /Oelemann 1998)

Männer sind nachweislich das Gewaltgeschlecht unserer Gesellschaften. Hier muss der Blick auf Männer als die Täter, aber auch auf Männer als Opfer gerichtet sein.

Ausser bei Sexualstraftaten, bei denen Frauen die meisten Opfer stellen, bleiben es Männer, die Gewalt ausüben gegen sich und andere, allerdings auch meist Männer, die Gewalt erleiden müssen. Mädchen und Frauen werden zehnmal häufiger Opfer sexueller Gewalt als Jungen oder Männer. Bei anderen Gewaltübergriffen stehen Männer weit öfter in der Opferrolle, als es den Anschein hat. Gewalt wird als Mittel im Machtkampf verwendet und soll oft noch Frauen und Kinder in die unterlegene Position bringen. Dieses ohnmächtige Streben nach Dominanz und Macht soll unmittelbar und langfristig dem Mann Kontrolle über die Situation oder die Partnerin geben.

Ein gewaltvolles Handeln von Männern, dem nicht entgegengetreten wird, erweckt den Eindruck, belohnt zu werden und wird sich leicht wiederholen.

Männliche Gewalt erscheint als Ausdruck von vermeintlichen und faktischen Verletzungen des Selbstwertgefühls. Aber keine Gewalt oder Handgreiflichkeit geschieht aus heiterem Himmel. Sie ist stets Ende von Beziehungsdynamiken, von Sozialisations- und fehlenden Identifikationsmöglichkeiten.

Astrachan beschreibt „ Gewalt als ein Produkt sinnlichen und emotionalen Mangels, und der männliche Ethos verlangt sinnlichen Mangel und emotionale Immunität“. (vgl. Hollstein 2004)

Bei Gewalt gilt es für die Männer, ihre Schuld anzuerkennen, Verantwortung zu übernehmen, Verhalten und Haltung nachhaltig zu reflektieren und zu verändern. Nur das Verstehen und selbst eingestehen einer Schuldhaftigkeit, ist Grundlage um eine echte Verantwortlichkeit entstehen zu lassen. Hier scheint es sinnvoll, in Theorie/Praxis, übergreifenden Methoden für Therapie, Agogik und Gesundheitsvorsorge, auch Präventionsmöglichkeiten weiter zu fördern und zu entwickeln. So z. B.: der sozialen Ächtung männlicher Gewalt, auch bereits erprobten „ Zero Tolerance“ Strategie in Gesellschaften zu fördern.

Der öffentlichen Tabuisierung von männlicher Gewalt folgte eine steigende Zahl von Gewalt in privaten

Kontexten, vornehmlich in Familien, Beziehungen, Partnerschaften und so wurde die Vergewaltigung in der Ehe in Deutschland 1997 ein Straftatbestand.

In der Therapie mit gewaltbereiten und/oder suchtmittelabhängigen Männern (und Frauen) muss eine klar erkennbare Haltung und Methodik des Therapeuten bei aller Partnerschaft und Kooperation zwischen Therapeut und Klient zu der Gewalttäterschaft hergestellt sein. Keine noch so versteckte Duldung oder Verständnis für gewalttätiges Handeln ist unter Präventionsaspekten tolerabel.

Männliche Opfererfahrungen werden als kulturelles Paradox nur ungern wahrgenommen. Dass Männer unter Gewalt leiden, verträgt sich nicht mit dem vorherrschenden Bild von Männlichkeit. In der Realität sind Männer viel häufiger Opfer von Übergriffen und Gewalt, als gemeinhin angenommen, und die Erforschung dieser Gewalt steckt noch in den Kinderschuhen. „Weil bislang Mädchen und Frauen als verletzbarer fantasiert werden, wird Jungen und Männern mehr Gewalt zugemutet. Das Problem wird nur dann als Soziales anerkannt werden, wenn es Bewegung gibt, die es in die öffentliche Diskussion bringt und politische Forderungen stellt- wie die Bewegung für vergewaltigte Frauen vor 30 Jahren“. (vgl. Lenz 2000)

Die männlichen Opfererfahrungen werden tabuisiert und im Falle der Bekanntmachung (bei Gericht oder Hilfeeinrichtungen) der sekundären Viktimisierung, d.h. dem Verlust einer achtbaren männlichen Identität ausgesetzt, während Frauen in ihrer Opferrolle öffentlich anerkannt werden und mit sozialen, materiellen und rechtlichen Vorteilen rechnen können. So fordert Prof. Lamnek, einer der wenigen deutschen Gewaltforscher, wissenschaftliche Forschung über Art, Ausmaß und Verteilung von Gewalt in Familien und zwischen den Geschlechtern. (vgl. Hollstein 2004)

Die Geschlechter sind gleich verletzbar, doch die gesellschaftliche Wahrnehmung bleibt noch eingeschränkt, als seien Täter und Opfer bereits vorher festgelegt.

Die Ohnmacht von weiblichen und männlichen Tätern und Opfern entspringt häufig ähnlicher Gefühle der Ohnmacht. Hier stellt sich die Frage, wie solche Art „Ohnmachtsgefühle“ frühzeitig erkannt und kompensiert und wie Männer und Frauen in Partnerschaften und anderen Lebenszusammenhängen diese Ohnmacht überwinden lernen. Die Möglichkeit, über Opfererfahrung offen zu sprechen, wenn gewünscht in einem geschützten Rahmen, für Männer eine Kultur des Austauschs anzuregen, erscheint elementar.

Männer in der Suchtarbeit, denen wir begegnen, sind oft auch Opfer von körperlicher und sexueller Gewalt. Ebenso oft sind es Täter von körperlicher und verbaler Gewalt gegenüber Frauen, Kindern und anderen Männern.

Auch hier muss es darum gehen, auf Therapeutenseite den direkten Zusammenhang von Alkohol, anderen Suchtmitteln und Gewalt jedweder Art wahrzunehmen, darzustellen und klare Positionen und Haltungen zu erarbeiten. Dieser Herausforderung gilt es sich zu stellen.

4.2. Die Säule der sozialen Beziehungen

Es ist sicherlich ein Verdienst von J.L. Moreno, der bereits 1917 erste Netzwerkanalysen in einem Flüchtlingslager in Mittendorf durchführte, den Blick auch auf soziometrische Bedingungen bei der Betrachtung von individuellen Problemlagen zu richten. Als unstrittig gilt, dass neben der persönlichen Entwicklung eines Individuums seine sozialen Interaktionen im sozialen Umfeld, in denen Symbole, Bedeutungen, Normen und Werte vermittelt werden, mitentscheidende Einflussbereiche für den Enkulturations- und Sozialisierungsprozess darstellen. Die Einbeziehung der „Netzwerkperspektive“ in die therapeutischen Arbeit bietet die Möglichkeit, den aktuellen oder ehemals verfügbaren sozialen Ressourcen eines Klienten auf die Spur zu kommen oder Belastungspotentiale zu erkennen. Der Austausch des Individuums mit seiner sozialen Umwelt und den damit verbundenen ganz individuellen

informierten Rückspiegelungen sind in der Integrativen Therapie von entscheidender Bedeutung bei der Entwicklung von Persönlichkeit. Moreno verstand den Menschen in diesem Zusammenhang als Rollenträger. Die Rolle war für ihn verkörperte "interpersonal experience". Wichtig ist bei dieser Betrachtungsweise die Berücksichtigung der Dimensionen von individuellen und kollektiven unbewussten Prozessen. Somit ist der Mensch von Beginn seiner Existenz an ein Einzelnes und Allgemeines zugleich: "Selbst-für-sich-mit-Anderen". Die Rolle kommt sozusagen von Außen als soziale Relationsform, wird aus der sozialen und kulturellen Welt (soziales und kulturelles Atom) dem Individuum attribuiert und von diesem verkörpert. (vgl. Schuch 2000)

In komplexen Prozessen der Identitätsarbeit entwickelt sich eine personale "transversale" vielfältige Identität. In diesen Prozessen trägt das Subjekt reziprok den anderen Subjekten seines Konvois, d.h. den "relevanten Anderen" des Netzwerks identitätsattribuierend zu deren Identitätskonstitution bei (Müller/Petzold 1999). Dieser Verweis auf die Persönlichkeitstheorie der Integrativen Therapie ist uns wichtig, um auf die besondere Bedeutung der Wechselseitigkeit in sozialen Netzwerken hinzuweisen. Im Folgenden wollen wir soziale Netzwerke, verstanden als Matrix in einem sozioökologischen Kontext, in dem sich soziale Prozesse abspielen und in denen sich Ansatzmöglichkeiten zu Interventionen bieten (vgl. Hass/Petzold 1999), auf männerspezifische Besonderheiten untersuchen.

4.2.1. Soziale Netzwerke

Netzwerke sind Strukturen, die eine soziale Matrix für verschiedene Inhalte, wie etwa soziale Unterstützung oder soziale Sinnsysteme, bereitstellen. Die Betrachtung und Unterstützung solcher Netzwerke kann man als Netzwerkanalyse bezeichnen, verstanden als eine Methode zur Untersuchung sozialer Gefüge, sozialer Sinn-, Handlungs- und Unterstützungssysteme und der in ihnen ablaufenden materiellen, interaktiven und kognitiven Prozesse (vgl. Hass/Petzold 1999).

Mit dieser Definition von sozialen Netzwerken können wir, losgelöst von herkömmlichen Konzepten wie Gruppe, Clique, Schicht etc., eine Untersuchung von Zugehörigkeiten zu verschiedenen interaktiven und kommunikativen Netzwerken betreiben.

Es gibt eine Fülle von strukturellen Merkmalen, die für die Netzwerkanalyse entwickelt wurden. Da ist der Umfang, die Dichte und die Zusammensetzung zu nennen, alternativ kann der Focus auf starke versus schwache Beziehungen, offene versus geschlossene oder heterogene versus homogene Netzwerke gerichtet werden.

Für unsere Arbeit ist die Betrachtung von Netzwerken unter dem Aspekt gesundheitsfördernder und -erhaltender Effekte von besonderer Bedeutung.

Bei den Untersuchungen von Netzwerken ist die Feststellung nicht verwunderlich, dass die Zusammensetzung von schwachen und starken Beziehungen sich positiv für das gesundheitliche Wohlbefinden ausgewirkt haben. (vgl. Hass/Petzold 1999, S. 198)

Sozialen Netzwerken als Matrix für Unterstützungsleistungen kommt bei den gesundheitsfördernden Betrachtungen eine herausragende Rolle zu. Menschen mit hohen Unterstützungsressourcen scheinen ein geringeres Erkrankungsrisiko zu haben, in ihrem Leben sozial besser integriert zu sein, ein höheres Maß an Selbstwertgefühl zu besitzen und eine optimistischere Grundhaltung einzunehmen als solche mit geringen Unterstützungsressourcen (vgl. Hass/Petzold 1999). Demnach ist die soziale Unterstützung ein wichtiger Faktor und hat demnach eindeutig positive gesundheitsfördernde Effekte.

Folgerichtig ist das Fehlen von sozialen Beziehungen oder Unterstützungsleistungen als Belastung zu bewerten. Defizitäre Netzwerkstrukturen können ein Fehlen (soziale Isolation), aber auch ein zuviel an Beziehungen (weil nicht mehr überschaubar und handhabbar) sein. Auch die Netzwerkgröße spielt offenbar eine Rolle. Das Fehlen von engen Beziehungen oder die Dichte des Netzwerkes allgemein

scheinen einen Einfluss auf die Befindlichkeit oder das Vorhandensein von physischen und psychischen Symptomen zu haben. Netzwerke verändern sich stetig. Die Zusammensetzung steht offenbar in Abhängigkeit vom Alter und dem Geschlecht. Frauen und Menschen mittleren Alters haben ein größeres Netzwerk als Männer und Alte. (vgl. Hass/Petzold 1999) Männern scheint es weniger gut zu gelingen, Netzwerke zu pflegen oder auch identitätsfördernd zu nutzen.

Neben den positiven Aspekten von Netzwerken können diese selbstverständlich auch negative Auswirkungen haben, so etwa bei wahrgenommenen Nichtübereinstimmungen emotionaler, kognitiver oder emotionaler Art zwischen Netzwerksegmenten, die zu chronischen Belastungen werden können und darüber hinaus die Anfälligkeit gegenüber Krankheiten steigern. (vgl. Hass/Petzold 1999) In diesem Zusammenhang können Netzwerke sogar als "pathogen" bezeichnet werden. Hier ist das Beispiel eines Drogenabhängigen zu nennen, dessen Werte und Normen seiner Drogenszene nicht kompatibel zur restlichen Gesellschaft stehen. In diesem Fall kann sogar von der "toxischen Wirkung" des Netzwerkes gesprochen werden. Eine weitere Hinderung ist ein zu dichtes Netzwerk, das den Einzelnen an seiner freien Entfaltung behindert, da der Grad der sozialen Kontrolle zu hoch ist oder es an alternativen Sozialbeziehungen mangelt.

Wenn die vorherrschenden Werte als ambivalent oder sich stetig verändernd erlebt werden, Netzwerke ganz allgemein zu wenig soziale Beziehungen aufweisen oder Unterstützungsleistungen nicht wechselseitig wahrgenommen werden und sich Abhängigkeiten entwickelt haben, kann von negativen Einflüssen oder Belastungen gesprochen werden, die sich aus den sozialen Beziehungen ergeben haben.

Für die männerspezifische Betrachtung von Netzwerken ist uns eine weitere negativ wirkende Funktion in sozialen Bezügen wichtig. Gemeint ist die Randposition im sozialen Netzwerk. Dies liegt vor, wenn Kontakte zum weiteren Netzwerk nur über eine Person bestehen, was ebenfalls zu einer erhöhten Abhängigkeit zu diesem Menschen führt. So fanden zum Beispiel Angermeyer und Bock (1984) bei Alkoholkranken Geschlechtsunterschiede hinsichtlich der Nutzung von sozialen Ressourcen, die durchaus verallgemeinerbar sind: In einer Zweierbeziehung lebende Männer wandten sich hier zur Befriedigung emotionaler Bedürfnisse fast ausschließlich an ihre Partnerin, während Frauen auf einen breiter gestreuten Verwandten- und Freundeskreis zurückgriffen. (vgl. Hass/Petzold 1999)

Dieser Hinweis deckt sich auch mit den Erfahrungen in unserer täglichen Arbeit. Frauen zeigen sich weitaus verantwortlicher für ihre Familienangehörigen und leisten in der Regel die größere Unterstützungsleistung. Suchtkranke Männer haben häufig die Tendenz, sich immer mehr in die Abhängigkeitsbeziehung zu ihrer Partnerin oder bei fehlender Paarbeziehung in die der Mutter zu begeben, auch zum Teil noch im fortgeschrittenen Erwachsenenalter. Hier stellt sich die Frage nach den Gründen für diese geschlechtsspezifischen Unterschiede bei der Nutzung von sozialen Ressourcen. Im weiteren Verlauf wollen wir einige Arbeitshypothesen aufstellen, um uns der Fragestellung, warum Männer, die unser Hilfsangebot nutzen, offenbar schlechtere "Netzwerker" sind, als die weiblichen Klienten. Es ist uns bewusst, dass wir in der Gefahr stehen, mit unseren Thesen einen weiteren Beitrag zu den immer häufiger festzustellenden Verallgemeinerungen in der Geschlechterfrage zu leisten. Gleichwohl geht es uns um eine Sensibilisierung für den geschlechtsspezifischen Arbeitsansatz in der Suchtbehandlung.

4.2.2. Männer und ihr Verhältnis zu Liebe, Ehe und Familie

Für Ulrich Beck liegen den aufbrechenden Konflikten zwischen Männern und Frauen (dem Geschlechterkampf) im Privatleben die Widersprüche der modernen Industriegesellschaft zugrunde." Die Menschen werden mit einer Gewalt, die sie selbst nicht begreifen und deren innerste Verkörperung sie bei aller Fremdheit, mit der sie über sie kommt, doch auch sie selbst sind, aus den Fassungen des Geschlechts, seinen ständischen Attributen und Vorgegebenheiten, herausgelöst oder doch bis ins Innerste der Seele hinein erschüttert."(vgl. Beck,1986) Er spricht von einer Individualisierungsdynamik, die die Menschen aus Klassenkulturen geholt hat und die auch nicht vor den Toren der Familie Halt gemacht hat. Einerseits werden Männer und Frauen durch die Individualisierung der Gesellschaft von den traditionellen Formen und Rollenzuweisungen freigesetzt, andererseits werden die Menschen aufgrund der ausgedünnten Sozialbeziehungen in die Zweisamkeit und die Suche nach dem Partnerglück hineingetrieben. Elisabeth Beck-Gernsheim spricht von einem tiefgreifenden Wandel von Ehe und Familie in der modernen Gesellschaft. Die Arbeitsgemeinschaft von Männer und Frauen von früher nehme immer mehr den Charakter einer Gefühlsgemeinschaft an. Mit der bürgerlichen Familie sei es zu einer "sentimentalen Auffüllung des innerfamiliären Bereiches" gekommen. Die Konzentration von Gefühlen und Bindungen auf den Binnenraum von Familie hat für Beck-Gernsheim eine Ausgleichsfunktion. "Es ist die einsetzende Isolierung und Sinnentleerung, die der Sehnsucht nach Familie Auftrieb gibt: die Familie als Heimat, um die "innere Heimatlosigkeit" erträglich zu machen, als "Hafen" in einer fremd gewordenen und unwirtlichen Welt." (vgl. Beck, Beck-Gernsheim,1990)

Je mehr die traditionellen Bindungen an Bedeutungen verlieren, umso wichtiger werden die unmittelbar nahen Personen für das Bewusstsein und Selbstbewusstsein des Menschen, für seinen inneren Platz in der Welt und sogar für sein körperliches und seelisches Wohlbefinden. Beck-Gernsheim spricht in diesem Zusammenhang von einer historisch neuen Form von Identität, die sie als personenbezogene Stabilität bezeichnet.

Als Herzstück dieser personenbezogenen Stabilität bildet sich ein neues Verständnis von Liebe

heraus: "Es ist das Leitbild der zugleich romantischen und dauerhaften Liebe, die aus der engen und gefühlsmäßigen Bindung zwischen zwei Personen erwächst und ihrem Leben Inhalt und Sinn gibt." Sie bringt es auf die Formel: "Je mehr andere Bezüge der Stabilität entfallen, desto mehr richten wir unser Bedürfnis, unserem Leben Sinn und Verankerung zu geben, auf die Zweierbeziehung." Vor diesem Hintergrund bekommt die Ehe eine neue Bedeutung. Sie wird zu einer zentralen Instanz für die soziale Konstruktion der Wirklichkeit, in der sich ein gemeinsames Universum aus Interpretationen, Urteilen und Erwartungen aufgebaut hat, in dem das Bild unserer Welt verhandelt, zurechtgerückt, verschoben, in Frage gestellt und bekräftigt wird.

Neben der sozialen Konstruktion von Realität wird die Identität zum Grundthema der Ehe. Im Austausch mit dem Ehepartner suchen wir auch uns selbst. Wir suchen unsere Lebensgeschichte, wollen uns aussöhnen mit unseren Enttäuschungen und Verletzungen, wollen unsere Hoffnungen und Lebensziele entwerfen. Wir spiegeln uns im anderen, und das Bild vom Du ist wesentlich ein Wunschbild vom Ich: "Du bist ein Bild meines heimlichen Lebens", "mein bessres Ich". Die Ehe wird zu einer Institution, die "spezialisiert ist auf die Entwicklung und Stabilisierung der Person". Liebe und Identität werden unmittelbar ineinander verwoben. (vgl. Beck, Beck-Gernsheim, 1990)

Wenig tröstlich ist die Anmerkung von Beck-Gernsheim, dass die Liebe immer schwieriger denn je wird. "Je höher die Komplexität im Entscheidungsfeld, desto größer auch das Konfliktpotenzial in der Ehe." Der allentscheidende Arbeitsmarkt fordert von jedem Berufstätigen zunehmend mehr Mobilität und Flexibilität und nimmt kaum Rücksicht auf private Bindungen oder partnerschaftlichen Entscheidungen. Mit nahezu gleichen Bildungschancen haben sich die Möglichkeiten der Frauen, eine qualifizierte Beschäftigung zu finden, seit den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts deutlich verbessert. In vielen Bereichen zeigen sie sich erfolgreicher als die Männer bezüglich schulischer oder universitärer Leistungen. Mit den besseren Möglichkeiten auf dem Arbeitsmarkt und der Auflösung der Familie als Wirtschaftsgemeinschaft werden die Gräben zwischen den Geschlechtern immer tiefer. Für Ulrich Beck haben die Männer eine Rhetorik der Gleichheit eingeübt, ohne ihren Worten Taten folgen zu lassen. Die Widersprüche zwischen weiblicher Gleichheitserwartung und Ungleichheitswirklichkeit, zwischen männlichen Gemeinsamkeitsparolen und Festhalten an den alten Zuweisungen spitzen sich zu und bestimmen mit der durchaus gegensätzlichen Vielfalt ihrer Umgangsformen im Privaten und Politischen die zukünftige Entwicklung. (vgl. Beck, 1986) Diese bald zwei Jahrzehnte zurückliegende Einschätzung von Beck hat aus unserer Sicht in keiner Weise an Aktualität eingebüßt. Aufgrund der noch stärker gewordenen Massenarbeitslosigkeit hat der Konflikt zwischen den Geschlechtern in seiner Dynamik eher noch zugenommen.

Die Männersicht der Geschlechterordnung wurde Mitte der 70 er Jahre des letzten Jahrhunderts von Helge Pross wie folgt dargestellt: "Der Mann ist stärker, er will den Beruf und will Familienernährer sein; die Frau ist schwächer, sie will ihre heutige Familienrolle und nur zeitweise einen dann auch noch anspruchlosen Beruf, und sie will zum Mann aufschauen können" (vgl. Pross, 1978) Dieser Klischeevorstellung ist aus Sicht von Ulrich Beck bei den Männern nur eine verbale Aufgeschlossenheit bei weitgehender Verhaltensstarre gewichen. Sie würden sich weiterhin um die unbefriedigende Hausarbeit herumdrücken. Zwar gebe es Anzeichen dafür, dass Männer inzwischen mehrheitlich Gefühle und Schwächen zeigen wollen. Auch habe sich das Verhältnis zur Sexualität positiv verändert, da sie als selbstverständlicher Ausdruck der Persönlichkeit und nicht mehr als isolierter Trieb angesehen werde, auch habe die allgemeine Rücksichtnahme der Partnerin gegenüber zugenommen. Auf der anderen Seite hielten die Männer die Gleichstellung von Frau und Mann unter Beibehaltung der alten Arbeitsteilung für machbar. Von der Gebärfähigkeit der Frau werde auf die Zuständigkeit für Kind, Hausarbeit, Familie und daraus auf Berufsverzicht und Unterordnung im Beruf geschlossen. Männer hätten eine erstaunliche Fähigkeit, das zunehmende Konfliktpotential im Geschlechterverhältnis auszublenden. Gleichzeitig hielten sie in der Regel an dem traditionellen männlichen Geschlechterstereotyp, dass sein Erfolg wesentlich an ökonomischen und beruflichen Erfolg gebunden ist, fest, was zu einem Karrierezwang führt und Männer letztlich zu Selbstausbeutern macht und sie zunehmend zur emotionalen Unselbständigkeit bringen würde. Männer binden sich selbst ein und würden wesentliche Seiten ihres Selbst und ihrer Fähigkeit im Umgang mit sich selbst

an ihre Frauen delegieren. Dies führe unweigerlich zur einer verstärkten Abhängigkeit von der Partnerin. Im Konfliktfall in der Ehe würden die Männer dann doppelt getroffen. Neben dem Entzug von emotionaler Unterstützung sind die erlebte Hilflosigkeit und das Unverständnis der Partnerin gegenüber die Folgen, mit denen Männer dann konfrontiert seien. (vgl. Beck, Beck-Gernsheim, 1990)

Die Fakten von Scheidung, Trennung und Liebesleid sind heute nicht mehr zu übersehen. Jede Statistik über Ehe und Familie belegt, dass die Zahl der unvollständigen Familien stetig wächst, dass die traditionelle Familie fortschreitend Auflösungstendenzen zeigt und dass bei den Beteiligten, insbesondere den Kindern, immer mehr Gefühls- und Erziehungsdefizite entstehen. (vgl. Hollstein 2004)

Die Ursachen für diese Entwicklung sind für Walter Hollstein vielschichtig. So liegt jedem Scheitern von Ehe oder Beziehung ein Geflecht von Gründen und Verstrickungen zugrunde, in das konkret und primär ein ganz bestimmtes Paar verweben ist. "Jede Trennung oder Scheidung ist das Ergebnis der besonderen sozialen, emotionalen, psychischen und sexuellen Probleme einer bestimmten Frau und eines bestimmten Mannes in ihrem jeweiligen bestimmbareren Zusammenleben. Hinter diesem Unglück des individuellen Paares verbergen sich indessen gesellschaftliche Gründe, die meist zu wenig in den Blick der Bestandsaufnahme geraten und in Wirklichkeit doch mitbeteiligt, wenn nicht manchmal sogar konstituierend dafür sind." (vgl. Hollstein, 2004) (laut Hollstein werden im deutschsprachigen Raum mittlerweile 80 Prozent der Scheidungen von Frauen eingereicht) Partnerschaft und Familie ist als Institution Veränderungen unterworfen, sie ist abhängig von Kontext und Kontinuum, vom vorherrschenden Zeitgeist, ökonomischer Entwicklung und aktueller Politik. So war Familie in den früheren Jahrhunderten der zentrale Ort, wo gearbeitet, gelebt, geliebt, gefeiert, Herrschaft ausgeübt, Geselligkeit erfahren und Gesellschaft gegründet wurde. Sie war nicht nur Liebesgemeinschaft, sondern vor allem Arbeitsgemeinschaft von Mann, Frau und Kindern. Bis hinein ins 19. Jahrhundert bewahrte sich die Familie diesen primären Stellenwert als Produktionsort.

Nicht die Liebesbeziehung im modernen Sinne war in früheren Jahrhunderten die Grundlage für Familie und Ehe, sondern die Arbeitsbeziehung und die Sorge um den Besitz. Bei der Partnerwahl stand Arbeitsfähigkeit, Gesundheit und Mitgift mehr im Vordergrund als die Gefühle von Verliebtheit und Zuneigung, wie dies heute der Fall ist.

Mit Einsetzen der Industrialisierung kam es zu einer grundsätzlichen Trennung von Erwerbs- und Hausarbeit. Es entstand das männlich geprägte und materiell privilegierte Normalarbeitsverhältnis, was dann die "Normalfamilie" mit dem erwerbstätigen Mann, der häuslich versorgenden Ehefrau und den Kindern konstituierte. Das Ergebnis war das männliche Alleinverdienermodell, was letztlich zur Grundlage der stereotypen Geschlechtsrollenaufteilung wurde. Die immer bedeutendere Rolle der materiellen Werte wie Besitz, Einkommen, Status und Position entwertete zunehmend die immateriellen Leistungen von Fürsorge, Zuwendung, Versorgung und Pflege. Gleichzeitig entwickelte sich eine immer größer werdende materielle Abhängigkeit der Frauen ihren privilegierten Ehemännern gegenüber. Hollstein spricht in diesem Zusammenhang davon, dass sich die Rollenverteilung von Mann und Frau damals nicht geschlechterdemokratisch, sondern geschlechterhierarchisch entwickelt habe. (vgl. Hollstein, 2004) Nach Ansicht von Beck haben die reichen westlichen Industrieländer, insbesondere die Bundesrepublik Deutschland, durch wohlfahrtstaatliche Modernisierung nach dem 2. Weltkrieg einen gesellschaftlichen "Individualisierungsschub" von bislang unerkannter Reichweite und Dynamik vollzogen bei gleichzeitig konstanten Ungleichheitsrelationen im Schichtengefüge der Gesellschaft. "Auf dem Hintergrund eines vergleichsweise hohen materiellen Lebensstandards und weit vorangetriebenen sozialen Sicherheiten wurden die Menschen in einen historischen Kontinuitätsbruch aus traditionellen Klassenbedingungen und Versorgungsbezügen der Familie heraus gelöst und verstärkt auf sich selbst und ihr individuelles Arbeitsmarktschicksal mit allen Risiken, Chancen und Widersprüchen verwiesen." (vgl. Beck 1986) Ulrich Beck bezeichnet die gewandelte Reproduktionseinheit Familie als "Verhandlungsfamilie auf Zeit". (vgl. Beck, 1986)

Für Walter Hollstein ist das 20. Jahrhundert auch als das Jahrhundert der "Wertezertrümmerung" in

die Geschichte eingegangen. Die Wirklichkeit ist für ihn dabei, sich weiter anders aufzufächern, als in den Jahrhunderten zuvor. "Der Mann ist nicht mehr der unbestrittene Herrscher der Außenwelt; immer mehr Frauen drängen in Führungspositionen von Politik und Wirtschaft. Der Mann ist auch nicht mehr exklusiver Ernährer seiner Familie; inzwischen sind die meisten Frauen ebenfalls erwerbstätig. Damit verschiebt sich notwendigerweise die traditionelle Aufteilung zwischen den Geschlechtern. Die angestammten Rollen von Frauen und Männern sind obsolet geworden. Auch das sind Entwicklungen, die Liebe, Ehe und Familie tangieren." (vgl. Hollstein, 2004)

Eine große Mehrheit der Männer drückt sich nach wie vor um eine klare Stellungnahme zu den veränderten Geschlechterbeziehungen. Die begründeten Veränderungsanforderungen an die Männerrolle durch die Frauenbewegung wird weiterhin von einem Großteil der Männer verdrängt oder einfach nicht zur Kenntnis genommen.

Nur eine Minderheit der Männer haben sich auf den Pfad der Veränderung begeben. Sie haben begriffen, dass die Frauenemanzipation auch als Chance wahrgenommen werden kann im Sinne einer Erweiterung des bislang engen Korsetts von Männlichkeit. Die Auseinandersetzung mit neuen Werten und mit Eigenschaften, die bisher als weiblich etikettiert wurden, eine größere Hinwendung zur Familie und ein in Frage stellen eindimensionaler Erwerbskarrieren hat diesen Männern einen veränderten Lebensentwurf beschert, der ihnen mehr Zufriedenheit, Gesundheit und Erfüllung gebracht hat. (vgl. Hollstein, 2004) Sicherlich ist dieser "neue Mann" eher eine Ausnahmeerscheinung und meist auf wohlhabende Bildungsbürger aus der Mittel- und Oberschicht beschränkt.

Dem gegenüber steht eine Minderheit von Männern, die sich zum Widerstand formiert haben und sich für die Wiederherstellung der traditionellen Familie und der traditionellen Männerrolle einsetzen. Sie negieren die gewaltigen Veränderungen im Geschlechterverhältnis der letzten vier Jahrzehnte und versuchen, das Rad der Zeit zurückzudrehen, was nicht gelingen wird, da Frauen nicht bereit sein werden, erkämpftes Territorium wieder aufzugeben, um in alte Abhängigkeiten zurückzukehren.

4.2.2.1. Männer und die Beziehung zu Frauen

Die von den kritischen Männerforschern beschriebene Umwegidentifikation, will sagen Mann-Sein=Nicht-Frau-Sein, als ein jungenspezifisches Vorgehen auf der Suche nach männlicher Geschlechtsidentität führt zu einer häufig vorzufindenden Abwertung alles Weiblichen, weil all das, was mit Frauen assoziiert ist, bekämpft und vielleicht sogar unterdrückt werden muss. Frauen werden abgewertet, weil sie das repräsentieren, was der Mann nicht sein darf. Frauenabwertung kann insofern auch verstanden werden als eine Form der "Bewältigung der männlichen Verlusttatsache" (vgl. Böhnisch & Winter, 1997) nämlich des Verlusts eigener, als weiblich erachteter Anteile.

Die unterdrückten weiblichen Anteile, auf die die Jungen und Männer verzichten müssen, bleiben als Wünsche, Phantasien und Sehnsüchte bestehen. Es kommt zu einer höchst ambivalenten Grundhaltung Frauen gegenüber. Sie werden verachtet und gleichzeitig begehrt, weil sie schließlich die weiblichen Impulse des Mannes verkörpern (vgl. Neumann/Süfke, 2004). Die erste Beziehungserfahrung mit der Mutter wird als eine Verstärkung dieser allgemeinen Frauenabwertung gesehen. Diese und die im Verlauf des weiteren Lebens eine Rolle spielenden Partnerinnen werden zuweilen parallel in verschiedensten Rollen erlebt: Die Mutter als gesellschaftliche minderwertige Frau und als Objekt individueller Wünsche nach Bestätigung und Anerkennung; die verschlingende Mutter, die Abgrenzung notwendig macht; die Mutter, mit der Verschmelzung gewünscht wird; die Frau als Trägerin (positiver) Wünsche an den Mann und gleichzeitig die männliche Realität ablehnend; die das "Anderssein" des Sohnes/Partners gleichzeitig liebende und (als Angstmachendes) bekämpfende Mutter/Partnerin; die Mutter als "erste Geliebte" und gleichzeitig verbotenes Liebesobjekt. Bisweilen kulminiert diese Ambivalenz in ideologischen Überhöhungen der Mutter/Frau als Heilige und Hure. (vgl. Böhnisch, Winter, 1997)

Ergänzend dazu spielt die angenehme Erfahrung in der frühkindlichen Beziehung zur Mutter einerseits und der schmerzlichen (vielleicht verfrühten) Loslösung von der Mutter andererseits sicherlich eine Rolle. Für Jungen, die von ihren Müttern aufgrund eines abwesenden Vaters als emotionaler Partnerersatz fungieren mussten, ist die Parentifizierungs-Erfahrung eine zusätzliche Schwierigkeit in Hinblick auf die Entwicklung eines unbeschwertem Aufbaus einer Beziehung zum anderen Geschlecht.

Diese beschriebene Ambivalenz gegenüber Frauen ist das Schwanken zwischen Nähewünschen und Abgrenzungsbedürfnissen, zwischen Angst und Sehnsucht, zwischen Zuneigung und Ablehnung und demnach ein grundlegendes -auch therapeutisches- Männer-Thema. (vgl. Neumann, Sufke, 2004)

4.2.2.2. Männer als Väter

Die bereits beschriebene Schwierigkeit der Jungen bei der Entwicklung ihrer männlichen Geschlechtsrollenidentifikation liegt nach psychoanalytischer Auffassung in der anfänglichen Mutter-Kind-Symbiose. Der kleine Junge ist gezwungen, sich aus der engen Bindung zu lösen. Der Entwicklungsprozess jedes Jungen zu seiner "Männlichkeit" ist also besonders geprägt von der primären Identifikation mit der Mutter und dem anschließenden Prozess der Entidentifizierung (vgl. Kölling 1993).

Im Vergleich zum kleinen Mädchen scheint diese Geschlechtsdifferenzierung beim kleinen Jungen konflikthafter und schmerzhafter zu sein. Der Mann ist demnach in seiner Identität und in seinen männlichen Identifikationen grundsätzlich unsicherer und verletzbarer als die Frau. Die Prozesse der Trennung und Loslösung von der Mutter sind also entscheidend für die Selbst-Entwicklung des kleinen Jungen und auch für seine allgemeine Identitätsentwicklung. Aus psychoanalytischer Sicht kommt dem Vater die Rolle des Repräsentanten der Außenwelt zu. Er wird als Vertreter von Rationalität angesehen, der das Kind aus der Symbiose mit der Mutter herausbegleitet und zur gesellschaftlichen Realität hinführt. Diese recht statische und eindimensionale Verkürzung der Funktion des Vaters als "Vehikels der Ablösung, oder als Vertreter von Selbsttätigkeit" (vgl. Benjamin 1990) führt zu Konzepten von fehlenden männlichen Vorbildern oder mangelnder Väterlichkeit als Gründe für eine spätere Identitätsschwäche bei den heranwachsenden Männern. Die psychoanalytische Theorie besagt, dass bedingt durch die erste Ablösung aus der Symbiose mit der Mutter der etwa drei Jahre alte Junge seine Mutter als Frau sieht und er einen Teil seiner sexuellen Phantasien auf sie richtet. In dieser Entwicklungsphase werden Vater und Mutter neu bewertet und es ändern sich die Beziehungen zwischen den Eltern und dem Sohn. Die ödipale Phase zeichnet sich durch die Erweiterung und Neudefinition der Mutter-Sohn-Beziehung aus. Die Dyade wird nun aufgelöst und durch das Hinzutreten des Vaters kommt es zur Triangulierung. Das überhöht sexualisierte Verhältnis zwischen Mutter und Sohn soll durch den ausgleichenden Vater entspannt werden. Der Jüngling steht nach analytischer Auffassung in einem "Triebdilemma". Einerseits will er die Mutter besitzen, andererseits muss er mit der Furcht umgehen, seine anziehende und mächtige Mutter könnte ihm seine noch unsichere geschlechtliche und personale Identität rauben (Stichwort: Kastrationskomplex). Der Vater wird als Konkurrent um die Gunst der Mutter erlebt. Gleichzeitig wird er aber als überlegen wahrgenommen. Eine erlebte "Minderwertigkeit" löst Gefühle von Neid, Konkurrenz und Eifersucht auf Seiten des Sohnes aus. Um mit der Überlegenheit des Vaters umgehen zu können, versucht der Junge nun, seinen Vater nicht mehr als Konkurrenten, sondern als sein Vorbild zu sehen. Der Ausweg aus dem beschriebenen Dilemma ist nach psychoanalytischer Sicht demnach die Identifizierung mit dem omnipotenten Vater. Zukünftig sieht der Sohn in seinem Vater das gleichgeschlechtliche Idealbild und versucht, sich dem geschlechtstypischen Verhalten des Vaters anzupassen. Die erfolgreiche Bewältigung der ödipalen Konstellation, d. h. das Durchleben der gleichgeschlechtlichen Konkurrenz und der damit einhergehenden Schuldgefühle und "Kastrationsängste" soll dann die Festigung der geschlechtsspezifischen Identität zur Folge haben.

Peter Osten spricht in diesem Zusammenhang nicht von einer Triangulierung sondern eher von einem Aufbrechen einer "Monade" (egozentrisches Denken nach Piaget) in eine kognitive "Polyade" (vgl.

Osten, 2000). Vor dem Einsetzen der "Theory of Mind" sind Kinder naive Realisten in Reinform; Wirklichkeit ist für sie das, was sie wissen, und wenn sie es wissen, weiß es jeder. Sie verstehen noch nicht, dass man von Tatsachen ein falsches Bild haben kann. Mit dem Sammelbegriff der "Theory of Mind" ist unter anderem die Fähigkeit zur Exzentrizität gemeint. Exzentrizität bedeutet, sich selbst "wie von außen" zu betrachten. Sie ist eine Ver-objektivierung auf höherer Ebene: "Ich höre mich selbst, wie ich sage, dass ich Angst habe. Ich sehe, wie von außen, dass ich relativ ruhig bin, ich sehe mich mit den Augen meines Gegenüber. Ich spüre aber meine Angst." Objektiv in diesem Zusammenhang heißt also: den Standpunkt meines Gegenüber miteinbeziehend in mein eigenes subjektives Gespür von mir. Ich mache einen "Subjekt-Objekt-Erkenntnis-Pakt", ich spüre mich als Subjekt und sehe mich als Objekt. (vgl. Rahm u. a., 1993)

Für Peter Osten ist die "Theory of Mind" die Theorie, die sich der gesunde Menschenverstand über Wahrnehmungs- und Bewusstseinsvorgänge macht, indem er sich gleichsam (exzentrisch) neben sich stellt und sich beim Denken zuschaut. Wenn das Kind in der Lage ist, die eigene und die fremde Perspektive simultan und interferenzfrei denken zu können, kann von einem voll ausgebildeten "Theory of Mind" gesprochen werden. (vgl. Osten 2000) Dieser Entwicklungsschritt hat weitreichende Folgen für das Kind. Es wird mit den Innenwelten der Eltern und der Geschwister konfrontiert und gleichsam der Illusion beraubt, dass die Eltern allwissend und omnipotent sind. Dies geht naturgemäß mit Ängsten und Verunsicherungen einher. Das Kind antwortet mit unterschiedlichen Präferenz- und Kontaktwünschen, die es wechselnd auf beide Eltern verteilt. (vgl. Osten 2000)

Die einseitige psychoanalytische Auffassung von der ödipalen Konstellation wird hier einer mehrperspektivischen, intersubjektivistischen Sicht gegenüber gestellt. Erst mit ca. 4 Jahren sind Kinder in der Lage, die Permanenz von Identität zu begreifen. Die Vorstellung, auf Dauer ein Mädchen oder ein Junge zu bleiben, beginnt erst ab diesem Lebensalter Wirklichkeit zu werden und es kann allmählich auch von einer Realisierung der Geschlechtspermanenz gesprochen werden. Mit der "Theory of Mind" erkennt das Kind den gleichgeschlechtlichen Elternteil als denjenigen von der "gleichen Art" wie sich selbst, dem es schon immer zugehörte und dem es auch immer zugeordnet bleiben wird. Mit dem Verstehen, dass es zwei Typen von Menschen gibt, beginnt das Kind, sich dem gleichgeschlechtlichen Elternteil ähnlicher zu erleben und gleichzeitig entwickelt es den Wunsch, diesem Elternteil auch ähnlicher zu werden. Nach Ansicht von Peter Osten könnte die Angst, dass der gegengeschlechtliche Elternteil zu sehr in die Fremde oder gar verloren geht von der ödipalen Theorie als sexuelles Begehren missdeutet worden sein, das heißt, dass die Hinwendung des Jungen zur Mutter eher ein Resultat seiner Entfremdungsangst ist und nicht Ausdruck einer libidinös gefärbten Konstellation.

Für Peter Osten beginnt die Bildung der Triade bereits viel früher. Genaugenommen mit Bekanntwerden der Schwangerschaft breche die Mann - Frau Dyade zu einer Vater-Mutter-Kind-Triade auf. Mit der Fähigkeit des Kindes, sich eindeutiger mit seiner Geschlechtsrolle zu identifizieren (bei Vollentwicklung der "Theory of Mind"), verändert sich die Eltern-Kind-Beziehung und die Erwachsenen sind nun aufgefordert, sich dem Kind mit dem jeweiligen Geschlecht prägnanter zu präsentieren. Es ist in diesem Entwicklungsschritt der Dialog über Geschlechterrollen mit dem reifenden Kind zu führen. Dies stellt eben auch für die Eltern eine besondere Herausforderung dar, der sie sich kaum entziehen können und auch nicht sollten, um ihr Kind später nicht weiter seelisch zu belasten. Die geschlechtsspezifische Identitätsentwicklung lässt sich nicht auf die eindimensionale Sicht einer ödipalen Konstellation oder Triangulation verkürzen. Die Longitudinalforschungen haben gezeigt, dass eine geschlechtsrollenstereotype Identitätsbildung und die daraus resultierenden Probleme auch nicht im Erwachsenenalter überstanden oder gar abgeschlossen sind. (vgl. Petzold u. a. 1993; Petzold 1993a) Vielmehr handelt es sich bei der Geschlechtsrollenidentität um einen permanenten Prozess, der lebenslang von Bedeutung ist.

In der Öffentlichkeit werden immer häufiger die Konsequenzen einer Erziehung ohne die Beteiligung von Vätern diskutiert. Es rückt offenbar immer mehr ins Bewusstsein, dass die Abwesenheit der Väter ein großes soziales Problem darstellt. Weil z.B. in den Vereinigten Staaten mehr als ein Drittel aller

Kinder von ihren Vätern getrennt leben und die Hälfte aller Kinder während irgendeiner Zeitspanne die Abwesenheit des Vaters erleben, ist das theoretische und praktische Interesse an der Väterforschung sprunghaft gestiegen. Nach Ansicht des australischen Psychologen Steve Biddulph sind die wissenschaftlichen Beweise für die Bedeutung des Vaters überwältigend. Er stützt sich auf eine Veröffentlichung von D. Blankenhorn "Fatherless America" aus dem Jahr 1995, wonach bereits 40 Prozent der Kinder in den USA ohne Vater aufwachsen. Schwache Schulleistungen, Teenager-Schwangerschaften, Jugendkriminalität, Lernstörungen und unqualifizierte Schulabschlüsse sowie häusliche Gewalt und der sexuelle Missbrauch von Kindern erreichen in diesen Familien signifikant höhere Werte als in den Familien, in denen der leibliche Vater anwesend ist. (vgl. Biddulph, 2000) Sicherlich sind solche Statistiken mit Vorsicht zu betrachten. Im Einzelfall hängt doch viel von der personalen Ausstattung des leiblichen Vaters ab. Für Biddulph ist ein konkreter, im Alltag präsenter Vater eindeutig die beste Lösung, sofern es sich dabei um einen halbwegs vernünftigen, ungefährlichen und fürsorglichen Mann handelt. (vgl. Biddulph, 2000)

Im Folgenden möchte ich auf die Beziehung von Vätern zu Söhnen eingehen, da, wie schon dargelegt, Väter für die Jungen nach der Entwicklung des "Theory of Mind" womöglich eine hervorgehobene Rolle spielen. In der mittleren Kindheit lernt ein Sohn durch das Verhalten seines Vaters beim Spiel oder bei gemeinsamen Unternehmungen, wie man (Mann) mit Emotionen umgeht. Für Kindlon und Thompson sind die gezeigten Problemlösungsstrategien von Jungen als Jugendliche und Erwachsene direkt auf die Lektionen zurückzufolgern, die sie von ihren Vätern auf dem Spielfeld oder in den heimischen vier Wänden gelernt haben. Ein Junge beobachtet, wie sein Vater Konflikte löse, wie er Zusammenarbeit gestaltet und wie er sich als Partner in Ehe und Familie, in der Gemeinde und bei der Arbeit gebärde. Entscheidend sei die emotionale Aufrichtigkeit, die der Vater seinem Sohn gegenüber zeige. (vgl. Kindlon u. Thompson, 2003) Leider bleiben die beiden Autoren eine Begründung schuldig, weshalb es bestmöglich der leibliche Vater sein soll, der den Jungen dieses wichtige Rüstzeug fürs Leben vermitteln möge.

In krassem Gegensatz dazu argumentieren Oelemann und Lempert, dass die Lebenswelt von Jungen eindeutig von Frauen geprägt ist. Männer sind nach ihrer Auffassung ganz allgemein eine Randerscheinung. Da die Jungen wissen, dass sie sich von Frauen unterscheiden müssen und ihnen Identifikationsangebote von Männern fehlen, entwickeln sie ihre Vorstellungen von Männlichkeit als Opposition zu dem, was sie als weiblich erleben. Jungen wenden sich demnach aus Mangel an persönlichen Vorbildern in ihrem Nahbereich abstrakten Leitbildern zu, die ihnen die Kulturindustrie bereitstellt. Sie treffen hier auf Formen übersteigerter traditioneller Männlichkeit, die ihnen bei der konkreten Lebensbewältigung keine Unterstützung bietet. Die Folgen einer traditionellen Jungensozialisation seien nach Ansicht von Oelemann und Lempert die Abspaltung von Gefühlen, ständiges Misstrauen anderen Menschen gegenüber, übersteigerter Egoismus, geringe soziale Kompetenz und Gewaltbereitschaft. (vgl. Lempert u. Oelemann, 2000) In dieser drastischen und verallgemeinernden Darstellung von Jungensozialisation spielt der leibliche Vater nach Ansicht der Autoren offenbar überhaupt keine besondere Rolle.

An dieser Stelle erscheint es uns wichtig, auf die Bedeutung des interaktiven Zusammenspiels von genetischen Anlagen, frühen atmosphärischen Informationen und Sozialisations-Lernprozessen bei der Entwicklung geschlechtstypisierendes Verhaltens hinzuweisen. (vgl. Osten 2000,) Unbestreitbar haben Väter ihren Anteil an der Entwicklung ihrer Söhne. Mark Twain bemerkte einmal, dass ein Junge sich mit etwa 12 Jahren einen Mann aussucht, den er für den Rest seines Lebens bewundert und nachahmt. Obwohl er sich dessen nicht immer bewusst ist oder sich nach Kräften bemüht, es zu vermeiden, ist dieser Mann gewöhnlich sein Vater. Der Lebensweg, den der Sohn bewusst einschlägt, mag sich noch so sehr von dem seines Vaters unterscheiden, er wird schließlich doch konfrontiert mit seinem "Alten". (vgl. Kindlon u. Thompson, 2003)

Es scheint doch etwas an der Besonderheit der Vater-Sohn-Beziehung dran zu sein, auch wenn wir nicht eindeutig nachweisen können, ob dies mehr emotionale, genetisch determinierte oder sozial erlernte Gründe hat oder ob es die Kombinationen von allem es ist, die diese Verbundenheit

konstituiert.

Speziell bei unserem suchtkranken Klientel fällt sehr häufig eine gestörte bzw. problembeladene Vater-Sohn-Beziehung auf. Wenn Therapie auch das Ziel einer "Nachbevaterung" hat, ist die Bearbeitung des Vaterthemas in einer geschlechtsspezifischen Männerindikationsgruppe ein für die Teilnehmer sicherlich gehaltvolles und zu fruchtbaren Diskussionen anregendes Thema, was aus unserer Sicht in einer Männergruppe besser besprechbar und bearbeitbar ist, da die Abwesenheit von Frauen die Chance zulässt, Schwäche und Trauer um eine gestörte Vater-Sohn-Beziehung zu zeigen, da der Anreiz fehlt, stereotyp männlich wirken zu wollen oder vermeintlich wirken zu müssen.

Wolfram Kölling schrieb 1993, dass ein Wandel der Vaterrolle in unserer Gesellschaft zu beobachten sei. Es käme in unserer (therapeutischen) Arbeit darauf an, wirklich eine Sicht für den Vater, den Mann zu entwickeln und seine Bedeutung von Geburt des Kindes an auch zu beachten. Die Interaktionen und Identifikationen des Kindes mit beiden Elternteilen in einer Triade sind für ihn von Anfang an (Anmerkung: mit Bekannt werden der Schwangerschaft) möglich und notwendig. Für die Väter selbst liege in einer bewussteren Übernahme der Vaterrolle die Chance, wieder Kontakt zu den Fähigkeiten von bedingungsloser und unverfälschter Liebe, zu Hoffnung und Schmerzen und damit zum Leben zu bekommen. Vatersein heißt für Kölling in erster Linie lieben und schenken können, emotional wirklich da zu sein. (vgl. Kölling 1993)

Es ist für uns fraglich, ob wir 11 Jahre später viel weiter gekommen sind in unserer Arbeit an der Entwicklung einer allgemeinen Aufwertung der Vaterrolle, wenn z.B. immer noch ein nur verschwindend geringer Teil der Väter ihren gesetzlichen Anspruch auf Elternzeit in der Arbeitswelt wahrnehmen.

4.3. Die Säule der Arbeit, der Leistung und der Freizeit

4.3.1. Männer in der arbeitsteiligen Welt und ihr Verhältnis zu Leistung

In unserem Kulturkreis ist Berufsarbeit zu einem Schlüsselmoment hegemonialer Männlichkeit und aller anderen Formen von Männlichkeit geworden und ist damit die Hauptidentifikationsmöglichkeit. (vgl. Cornell 1999)

Das Erreichen hegemonialer Männlichkeit über die Berufsarbeit muss immer wieder neu hergestellt und abgesichert werden. Durch die sich ständig wandelnden gesellschaftlichen Attributionen und Anforderungen und durch die sich immer deutlicher auswirkende Verknappung von Arbeitsplätzen und den damit verbundenen beruflichen Möglichkeiten sehen sich Männer schneller als zuvor dieser Identitätsmöglichkeit beraubt. Die hohe Selbstzufriedenheit, die über Arbeit für viele Männer erreicht werden kann, läuft selbst der Identifikationsmöglichkeit über eine erfüllte Partnerschaft den Rang ab. Der Mann gilt in unseren westlichen Kulturkreisen als der Ernährer der Familie, durch diese Funktion wurde die Erwerbsarbeit zur wichtigsten Rollenvorgabe für Männer.

Die Anforderungen für Männer sind dem männlichen Prinzip zugeordnet, das von gewollter Kulturarbeit bestimmt wird. Demnach muss ein Mann in die Welt hinaus und diese verändern und bestimmen. Er entwirft Neues durch Pläne und er setzt diese zielstrebig um, er möchte Ordnung setzen und sie ausgestalten. Die Ambivalenz der Männer, gleichzeitig über Grenzen gehen und die Kontrolle behalten zu wollen, motiviert sie zur Dynamik und zum Risiko. Der Archetypus des Männlichen enthält Stärke, Standhaftigkeit, Ratio, Mut, Beharrlichkeit, Heldentum und Entschlossenheit.

Eine als solche bezeichnete Männlichkeit strukturiert nicht nur die Beziehung der Männer zu Frauen, sondern auch die Beziehung der Männer untereinander. Männlichkeit ist in Verbindung mit Arbeit sehr vielschichtig differenziert und gleichzeitig hierarchisiert. Kriterien für diese Hierarchie bilden Schicht, Rasse, Ethnie, Alter und sexuelle Orientierung. Mit einer hegemonialen Männlichkeit ist jedoch keine

individuelle Charaktereigenschaft gemeint, sondern ein kulturelles Ideal, ein Orientierungsmuster, das dem „doing-Gender“ vieler Männer zugrunde liegt. Dieses wird in den sozialen Interaktionen zwischen Männern und Frauen bzw. Männern und Männern hergestellt.

Die Gruppe der Männer und ihre Lebenswelten sind ein wichtiger Bezugsrahmen für die Entwicklung männlicher Identität. Das Bestehen innerhalb einer solchen Gruppe von Männern, die Anerkennung durch die anderen Männer wird zu einer der wesentlichen Quellen für die Entstehung und Ausgestaltung des männlichen „Selbstwertgefühls“. Männer stehen vor allem in der Arbeitswelt meist in einer dauerhaften Konkurrenzsituation zu ihren Geschlechtskollegen. Sie tendieren dazu, ihrer Leistungsfähigkeit im Beruf über soziale Vergleiche einzuschätzen.

Die Leistungsfähigkeit in der Berufsarbeit gilt als Zeichen der Stärke und diese kann wiederum über Statussymbole in Form von Besitz und Macht über andere öffentlich demonstriert werden. Diese attraktiven Ziele motivieren Männer oft über lange Lebensphasen zu einem hohen Arbeitseinsatz, der große körperliche und psychische Belastungen mit sich bringen kann, der leicht zu Ausblendungen gesundheitlicher Risiken führt und das Risiko des Scheiterns beinhaltet.

Die Berufsarbeit stellt die moderne Form der Naturbeherrschung für Männer dar. Durch die Arbeit können sich Männer Erfolg, Prestige, Macht und Geld über ihre Leistung erarbeiten. Darüber hinaus soll Berufsarbeit das Einkommen sichern und dieses Einkommen impliziert das Niveau der materiellen Lebensführung und das für männliche Identität besonders wichtige Gefühl der Unabhängigkeit. Die Berufsarbeit strukturiert die Zeit, sie ordnet die männlichen Tages- und Lebensrhythmen, sie teilt die Zeit in Arbeits- und Freizeit. Familie und deren Belange fallen deshalb in den Bereich der Freizeit.

Freizeit soll ihnen aber in erster Linie Erholung und Entspannung bringen und einen Kontrapunkt zur starren Berufsarbeitszeit mit den Anforderungen und Normierungen darstellen. Berufsarbeit ist für Männer schließlich immer Detailarbeit und auf Einzelaufgaben und Fachwissen gerichtet. Diese Berufsarbeit endet für die meisten Männer so gesehen an einem bestimmten Zeitpunkt, während Hausarbeit zumindest diffuse Ganzheit der Arbeit gewährt. Berufsarbeit fordert somit Spezialwissen und abstrakte Ausbildung, wohingegen sich die Hausarbeit auf Erfahrungswissen stützt. (vgl. Beck-Gernsheim 1978)

Männer können auf dem Weg zu ihrer Emanzipation vorhandene Ängste, insbesondere die Angst vor Verlusten überwinden. Doch „verlieren“ Männer tatsächlich etwas, wenn sie sich neue Tätigkeitsbereiche erschließen, wenn sie sich z.B. stärker als bislang der Familienarbeit widmen? Manches spricht dafür, dass das Gegenteil der Fall wäre. „Mit dem Auseinanderbrechen der vorindustriellen ‚Einheit von Arbeit und Leben‘, dem Auseinanderrücken der verselbständigten Bereiche von Beruf und Familie werden Männer und Frauen, einseitiger und enger als zuvor, festgelegt auf je bestimmte Ausschnitte von Erfahrungen, Fähigkeiten, Entwicklungsmöglichkeiten.“ (vgl. Beck-Gernsheim 1978). Die Umverteilung der Erwerbs- und der Familienarbeit könnte dahingehend neue Perspektiven für Männer und Frauen eröffnen. Heute nehmen Frauen diese Chance immer mehr wahr, während Männer hier noch am Anfang stehen. Hier stellt sich auch die Frage, ob es einen Zusammenhang zwischen dieser Einseitigkeit in der Lebensgestaltung und der um etwa sieben Jahre geringeren Lebenserwartung der Männer im Vergleich zu der der Frauen gibt. (vgl. Bründel/Hurrelmann 1999).

Die hier noch einmal dargestellte Beschreibung männlichen Lebensstils bleibt trotz der großen Umwälzungen, des Wertewandels, und eines langsamen Aufweichens starrer Geschlechterrollen weitgehend bestehen. Die meisten Männer stellen ihre Arbeit nach wie vor über ihre Gesundheit. (vgl. Zulehner, Volz 1998) Der wiederkehrende Erklärungsansatz ist auch hier, dass vor allem die einseitige Fixierung der Männer auf Erwerbsarbeit häufig dazu führt, dass viele Männer über ihre Verhältnisse leben und weder ihre Körpersignale beachten noch in der Lage sind, sich rechtzeitig Hilfe und Unterstützung zu holen.

Wenn Arbeit und Leistung für Männer zur Selbstidentifikation so wichtig erscheint, bleibt die Frage ob sie zufrieden mit ihren Tätigkeiten sind. In einer Studie von W. Hollstein wird jedoch deutlich, dass die Wichtigkeit, die Männer der Berufstätigkeit zuschreiben, nicht in jedem Fall mit ihrer Zufriedenheit im Beruf korreliert. Vielmehr zeigt sich in dieser Studie, dass eine Mehrheit der Männer mit ihrer Berufstätigkeit nicht zufrieden ist. Die Frage, ob sie lieber einen anderen Beruf als ihren jetzigen ausgeübt hätten, bejahten 70% der befragten Männer. (vgl. Hollstein 1998)

„Die traditionelle Arbeitsteilung in der Familie vermindert generell die beruflichen Aufstiegschancen von Frauen, während sie umgekehrt die Berufskarrieren von Männern fördert.“ Frauen kennen die Vereinbarkeit von Beruf und Familie von Erwerbsarbeit und Hausarbeit. Noch immer reduziert die größte Anzahl von Frauen die Erwerbstätigkeit zugunsten der familiären Aufgaben. Ob dies immer eine Verzichtleistung der Frauen ist oder auch eine Gewinnseite haben kann, weil die Haus- und Erziehungsarbeit von fremdgesetztem Stress der Erwerbsarbeit entlastet, soll hier dahingestellt bleiben. Viele Männer verfügen aber offenbar nicht über ausreichende, allgemein akzeptierte Alternativen, die ihrem Leben jenseits einer Erwerbsarbeit einen Sinn geben könnten.

Dabei trägt auch die geschlechtsspezifische Sozialisation, also die Vorbereitung der Mädchen und Jungen auf ihre späteren berufliche Rollen, dazu bei, den Jungen zu geringe Kompetenzen für einen vernünftigen Umgang mit den eigenen Ressourcen zu vermitteln. Der Raubbau am eigenen Körper wird schon früh einstudiert. Innerhalb der Berufswelt hat der männliche Zwang zur Unabhängigkeit zum Resultat, dass Männer zunächst mit Krankheit allein fertig werden wollen. (vgl. Allenbach) Insofern kann Berufsarbeit für Männer zu einem hohen Stressfaktor werden. Körperferne, Überforderung, Überanstrengung als Modus des Umgangs mit sich und seiner Lebenskraft seien hier nochmals genannt. Jedoch erscheinen die Identitätsmöglichkeiten eines Mannes angesichts der derzeitigen gesellschaftlichen Situation und den bestehenden Rollenzuschreibungen ohne eine Arbeit ungleich stressbelasteter zu sein. (vgl. Altgeld, Faltemaier 2004) Arbeitslosigkeit ist somit ein enormer Stressfaktor für viele Männer, wie die verschiedenen Studien der Gesundheitsforscher zeigen konnten. Die dauerhaften gesundheitlichen Auswirkungen des Wegfalls beruflicher Identitätsmöglichkeiten sind letztlich nicht absehbar. Aus einer „pathogenetischen Sicht“ kann Arbeit somit für Männer und ihre Gesundheit zu einem hohen Risikofaktor werden. Aus salutogenetischer Sicht wird in der Forschung deutlich, dass Arbeit für Männer einen enormen Schutzfaktor für ihre Selbstbewertung, ihre Identität und damit ihre Gesundheit bilden kann. (vgl. Faltemaier, 2002)

Das individuelle Bewältigungsverhalten von einzelnen Männern spielt hier aus der salutogenetischen Sicht eine entscheidende Rolle, weil der Umgang mit Stressoren und die dadurch ausgelösten Spannungen darüber entscheidet, ob diese zu Stress und damit negativen gesundheitlichen Folgen führen oder ob sie gesundheitlich positive Auswirkungen haben, (vgl. Antonovsky 1979) Hier eröffnen sich insbesondere mit der Integrativen Therapie und ihrer anthropologischen Gesundheits-/ Krankheitslehre“, die auch die gesellschaftliche Dimension fokussiert und die Begriffe „ multiple Entfremdung“ für kollektive und individuelle Pathogenese und "multiple Zugehörigkeit“ für die Salutogenese mit der Erarbeitung von Resilienzfaktoren und potentiell protektiven Faktoren nutzt, therapeutische Perspektiven, (vgl. Petzold 2002h;), da nachgewiesenermaßen Risiko und Belastungsfaktoren ebenso wie Schutz und Unterstützungsfaktoren Einfluss auf komplexe Enkulturations-, Sozialisations- und Entwicklungsprozesse wie die, die im Rahmen der Veränderungen am Arbeitsmarkt und damit in der Gesellschaft abzusehen sind, haben. (Petzold 2002b)

Nach wie vor nutzen nur 1,5 Prozent der deutschen Männer eine Elternzeit, früher fälschlicherweise Erziehungsurlaub genannt. Trotz aller Ideen vom Bild eines neuen Mannes, der sich mehr um Familie, Kinder und Haushalt kümmert, verzichtet nur ein kleiner Prozentsatz von Männern auf Berufsarbeit zu Gunsten von Kindererziehung aus Angst vor Chancenverlusten bei der beruflichen Weiterentwicklung. Die begründete Angst der Männer vor Arbeitslosigkeit wird durch die gesellschaftlichen Zuschreibungen und verfestigten Bilder des Versagers, der nicht mehr dazu gehört, zusätzlich genährt. Männer verlieren mit der Arbeit einen wichtigen Teil ihres Sinns, ihrer Möglichkeit, sich zu beweisen und ihre Stärke und Tugend zu demonstrieren. Ein arbeitsloser Mann gilt gesellschaftlich und sozial als

eine Plage, eine arbeitslose Frau hingegen ist zumindest Mutter und/oder Hausfrau.

Gibt es keine Identitätsmöglichkeiten oder Attribuierungsmöglichkeiten mehr über den Beruf, über den Status, über das Geld und die Macht finden sich viele Männer nicht mehr zurecht in der gesellschaftlichen Herabsetzung. Die persönliche Kränkung wird zur Bedrohung ihrer Identität. Hier kommt es häufig zu wiederkehrendem Alkohol und Drogenkonsum, um diese Herabsetzung zu überwinden, die Langeweile zu bekämpfen und die Angst so gering wie möglich zu halten.

Die derzeitige Beschäftigungskrise ist demnach vorwiegend eine Krise der Männer und damit der männlichen Identität.

Die Anforderungen, die neue Dienstleistungsgesellschaften an Ihre Mitarbeiter stellen, sind Arbeiten in Gesundheitsdiensten, Computertechnik und Datenverarbeitung sowie in anderen Dienstleistungsbereichen. Körperliche Stärke und Kraft sind in weiten Teilen der Arbeitswelt nicht mehr gefragt, sondern technisches Wissen auf hohem Niveau sowie Teamfähigkeit und Kooperationsbereitschaft. Das Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung hat hochgerechnet, dass Männer bis zum Jahre 2010 den überwiegenden Teil der Beschäftigungsverluste „in der Produktion erleiden und bis zu 1,5 Millionen männliche Arbeiter ihren Job verlieren werden - das sind etwa viermal so viele wie Frauen" (vgl. Kucklick 2000). Der Arbeitsmarkt zeigt insgesamt jedoch eine geschlechtsspezifische Segregation, die Männer im Durchschnitt weiter bevorteilt und die Frauen proportional dazu benachteiligt. Aber für Frauen ist die Teilzeitarbeit Teil ihrer gesellschaftlichen Rolle, für Männer erscheint eine Teilzeitarbeit bereits einen Identitätsverlust zu bedeuten. Männer müssen sich also immer mehr, wie Frauen es bereits seit langer Zeit kennen, von dem Bild der Vollzeitstellen auf Lebenszeit verabschieden. Dies erfordert eine Umstellung auf Teilzeitarbeit, mit Unterbrechungen im Sinne von zeitweiser oder dauerhafter Arbeitslosigkeit.

In Zukunft werden von Dienstleitern und Arbeitgebern zunehmend hohe Flexibilität und hohes Anpassungsvermögen gefordert werden. Kompetenzen wie Kommunikationsfähigkeit, Teamwork und Dienstleistungsbereitschaft werden erfragt, Fähigkeiten, die von einigen Männern nicht erfüllt werden können.

Während sich Mädchen und Frauen in den letzten 15 Jahren hinsichtlich Schulausbildung und guten Bildungsabschlüssen enorm verbessern konnten, erleben wir immer mehr junge Männer ohne oder aber mit schlechten Bildungsabschlüssen. Der reale Blick auf den Arbeitsmarkt und Bildungsstatistiken in den deutschsprachigen Ländern offenbart zwar immer noch die sozioökonomische Dominanz der Männer in einigen Prestigebereichen wie Konzernspitzen, Professorenngremien, Leitungsfunktionen in Spitzenverbänden oder in den Regierungen. Doch an der Basis der Bildungsabschlüsse und der ersten Beschäftigungsverhältnisse gibt es seit einigen Jahren eine Veränderung. Dies bedeutet jedoch keineswegs, dass es Frauen in der Berufsarbeit wesentlich besser geht oder eine „Gleichstellung“ oder hier gar „Geschlechterdemokratie“ entstanden sein könnte. Frauen lassen sich zwar inzwischen gut ausbilden und zeigen, dass sie in der Lage sind zu führen, wichtige Funktionen einzunehmen. Sie gehen dann aber zu einem großen Teil zurück in die Familie und Erziehung, ohne die Sicherheit auf ein weiteres Erwerbsleben zu haben. Nach dieser Zeit tauchen sie in niedriger entlohnten Tätigkeitsbereichen des Dienstleistungsarbeitmarktes wie der Pflege, dem Verkauf oder als Reinigungskraft wieder auf. Es wird abzuwarten sein, wie sich diese Konstellationen in der Zukunft auf dem Arbeitsmarkt und gesellschaftlich weiter entwickeln werden.

Unter Berücksichtigung dieser Argumentation könnte für Männer in der Abkehr von der Fixierung auf Erwerbsarbeit und in der Öffnung gegenüber der Familienarbeit der Schlüssel zu mehr Lebensqualität liegen, mehr Lebensqualität im Sinne von mehr Gesundheit oder mehr Ausgeglichenheit und mehr Lebensqualität im Sinne eines breiteren Erfahrungsspektrums und erweiterter Entwicklungsmöglichkeiten. (vgl. Hurrelmann 2001) Neben den Chancen, die für die Männer in einer stärkeren Familienorientierung liegen können, sollten auch die damit verbundenen Chancen für die Kinder und die Bedeutung der Vaterschaft für die männliche Identität erwähnt werden.

Dies alles zu unterstreichen und zu diskutieren ist eine wichtige Aufgabe der Arbeit mit Suchtmittelkonsumenten in der Rehabilitation, respektive in geschlechtsspezifischen Männergruppen. Allerdings ist hier die Gratwanderung zwischen dem Betonen von Chancen und dem Unterstellen von Defiziten sehr schmal. Es muss darauf geachtet werden, dass die (legitime) Entscheidung für eine traditionelle Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern nicht per se abgewertet wird. Sensibilität für die konkreten Bedürfnisse und Interessen der Männer ist unverzichtbar. Nicht Missionierung ist Ziel der Hilfestellung sondern Unterstützung, um Unsicherheiten zu überwinden, persönliche Einstellungen zu reflektieren und ggf. Einstellungen in Handlungen umzusetzen.

Mit Hilfe der Integrativen Therapie, die sich mehrdimensional mit den Faktoren den „zeitgeschichtlicher Beschädigungen von Lebenszusammenhängen“, wie dem Zerschneiden von Kontinuität, dem Obsolet werden von Normalbiographien und dem Sinnverlust auseinandersetzt, sollen die Klienten unterstützt werden, den potentiellen Risikofaktoren Resilienzfaktoren und potentiell protektive Faktoren gegenüberzustellen als Perspektive für den Umgang mit den veränderten individuellen und gesellschaftlichen Gegebenheiten.

4.3.2. Männer und Freizeit

Über Männliches und weibliches Freizeitverhalten gibt es wohl keine allgemein gültigen Aussagen. Deutlich ist der Unterschied in der Jugend und Adoleszenz, in der das hohe Risikoverhalten von Jungen eingeübt wird. Dazu gehören neben dem Kräftemessen auch deutlich habitualisierte Rituale vermeintlich Erwachsener, wie Alkoholtrinken, Drogen einnehmen, Partys feiern. Das Einüben hedonistischer Lebensweisen findet meist in Abgrenzung zum Erwachsenenleben statt und soll gleichwohl den Jungen helfen, schnell erwachsen sein zu können.

Wenn die Freizeit nicht über Sport oder wiederkehrende Interessen, sondern in der Peergroup stattfindet, besetzen männliche Jugendliche meist den öffentlichen Raum.

Die Freiheit der Jungen in dem von ihnen eingenommenen öffentlichen Raum heißt gleichzeitig, dass sie meist sich selbst überlassen sind. Es gibt wenig erwachsene männliche Bezugspersonen. So tragen die Jungen ihre Konflikte selbst aus, trainieren dadurch, sich immer wieder einzuordnen und gleichzeitig auf die Chance zu warten, ihre Position erneut verbessern zu können. In den „Peer-Groups“ werden die hegemoniale Männlichkeitsideen trainiert mit klaren Hierarchiestrukturen und Konkurrenzen untereinander.

Dabei erhält Sport eine zentrale Bedeutung in der Entwicklung männlicher Jugendlicher. Junge Männer setzen sich und ihren Körper ein, um in einer konkurrenzorientierten Männergruppe zu bestehen, wobei Männer und männliche Jugendliche meist die Gruppe, die Kohorte oft auch als Schutz suchen.

Für ältere Männer stellen Sport und Bewegung einen dominanten Bereich ihrer Freizeit dar, in dem sie ihr „Gesundheitshandeln“ einüben können und gesundheitliche Ziele wie Stärkung ihrer Körperkraft und Fitness verfolgen.

Formen der Entspannung und Ruhe, des Sammelns und des bewussten Rückzugs sind nach wie vor als wenig männlich attribuiert.

Das Freizeitverhalten von vielen Männern hängt demnach eng mit ihren mehr oder weniger ausgeprägten Fähigkeiten und Möglichkeiten, sich zu verbinden, zu vernetzen, zusammen. Die Freizeit, die verschiedenen Hobbys können eine Quelle von Fähigkeiten und Ressourcen bedeuten, die sie in der Berufsarbeit nicht oder nicht ausreichend erhalten. Doch für einen Teil der Männer ist Freizeit die schwerste Zeit, da sie keinen Weg gefunden haben, ihre Freizeit für sich zu entdecken.

4.4. Die Säule der materiellen Sicherheit

Bei dieser Identitätssäule geht es neben Geld, Kleidung auch um die Wohnung des Betroffenen. Hier kommen wir unmittelbar auf die Fragen: Wie sicher fühle ich mich in der Welt insgesamt; erlebe ich sie als Heimat oder fühle ich mich bedroht durch z. B. Terrorangriffe oder Giftstoffe in der Nahrung oder/und muss ich mit der Kündigung meines Arbeitsplatzes rechnen? (vgl. Höhmann-Kost, Siegele 2004) Im Falle des Wegbrechens dieser Säule hat dies massive Auswirkungen auf die Identität. Mit den folgenden Ausführungen gehen wir, auch auf die Gefahr uns zu wiederholen, auf den sehr bedeutsamen Arbeitsmarkt ein, weil wir der festen Überzeugung sind, dass Männer noch stärker als Frauen unter den Auswirkungen der Arbeitslosigkeit leiden.

In Zeiten immer schlechter werdender Arbeitsmarktchancen bedingt durch eine immer komplexer werdende arbeitsteilige Gesellschaft und globalisiertem Weltmarkt bei gleichzeitig erlebtem sozialen "Kahlschlag" durch beängstigend erlebte Sozialreformen, wie z.B. der Zusammenlegung von Arbeitslosen- und Sozialhilfe, kommt es unweigerlich zu Verunsicherungen, die Zukunfts- und Existenzängste schüren. Da, wie schon oben beschrieben, Männer sich selbst von sozialem Status und einer möglichst gut bezahlten Erwerbstätigkeit in besonderem Maße abhängig machen, sind sie bei schwacher Konjunktur nur bedingt in der Lage, Identitätsstützendes aus der Säule der materiellen Sicherheiten für sich erkennen zu können.

In unserer Gesellschaft wird beruflicher Erfolg als individuelle Leistung angesehen, demnach wird Arbeitslosigkeit im Umkehrschluss als individuelles Versagen erlebt. Arbeitslose erleben einen psychosozialen Stress, da sie sich unterschiedlichen Belastungen ausgesetzt erleben. Thomas Kieselbach, Leiter des Instituts für Psychologie der Arbeit, der Arbeitslosigkeit und Gesundheit an der Universität Bremen unterscheidet dabei drei verschiedene Ebenen der Belastung:

Primäre Viktimisierung: In diese Kategorie fallen die Verluste, die direkt mit der Erwerbstätigkeit verbunden sind. Gemeint sind Einkommenseinbußen, das Wegbrechen von sozialen Kontakten mit den Kollegen oder die Beschneidung der Möglichkeit, die eigenen Fähigkeiten einzusetzen und daraus Identität zu schöpfen. Mit der sekundären Viktimisierung sind die Belastungen, die sich indirekt aus der Arbeitslosigkeit ableiten lassen gemeint. Da wäre die soziale Isolation und soziale Stigmatisierung zu nennen. Mit der tertiären Viktimisierung meint Kieselbach das soziale Umfeld des Arbeitslosen, welches ihm einen "unangemessenen Umgang" mit seiner Lage vorwirft (victim blaming). Bewältigt er seine Situation zu gut, wird ihm leicht Sozialmissbrauch vorgeworfen. Kommt er dagegen mit seiner Situation nicht klar, ist dadurch langfristig kaum noch vermittelbar, wird dies dem Betroffenen als eigenes Versagen angelastet.

Wir leben in einer erwerbszentrierten Gesellschaft und die Erwerbstätigkeit ist nach wie vor einer der wesentlichen Identitätsfaktoren. Dass der Verlust der Arbeit ein identitätsbedrohendes Ereignis darstellt, konnte auch in einer Studie von Jeanne Rademacher an der Universität Magdeburg nachgewiesen werden. Nach Rademacher bietet der Beruf nicht nur die finanzielle Absicherung und die soziale Einbindung, sondern ist für viele der zentrale Lebensinhalt. Dies gelte insbesondere für Akademiker. In den unteren Qualifikationsstufen dominierten vor allem die finanziellen Belastungen; in den oberen habe dagegen der Aspekt der Selbstverwirklichung mehr Gewicht. Inzwischen seien Frauen ebenso stark berufsorientiert wie die Männer. Gerade bei höheren Qualifikationen sei ein Leben als Hausfrau und Mutter kaum noch eine echte Alternative. So ist die Kinderlosigkeitsrate bei Akademikerinnen mit ca. 40 Prozent erstaunlich hoch. (vgl. Hollstein 2004)

Bei lang andauernder Arbeitslosigkeit besteht trotz staatlicher Unterstützung ein erhöhtes Verarmungsrisiko. Geringes Einkommen zwingt zum Konsumverzicht. In einer auf Konsum angelegten Umwelt muß ein Nicht-kaufen-können dem Betroffenen ständig vor Augen halten, außenstehend und damit "unnormale" zu sein. Ein bisher erarbeiteter Lebensstandard kann nicht gehalten werden. Dies führt oft zu dem Gefühl, ein "Versager" zu sein. Nicht selten sind sozialer Rückzug und selbst gewählte Isolation die Folge. Wer in einer auf Konsum angelegten Welt nicht mithalten kann, schämt sich und hält sich abseits vom sozialen Treiben. Damit beraubt er sich der wichtigsten Ressourcen für die Bewältigung der Arbeitslosigkeit, nämlich seines sozialen Netzwerks (siehe Punkt 4.2.1.) Ein unterstützendes soziales Umfeld ist eine wesentliche Ressource bei der Bewältigung des Problems der Arbeitslosigkeit in unserer Leistungsgesellschaft (soziale Unterstützungsleistung verstanden als protektiver Faktor im sozialen Netzwerk).

Als eine weitere Folgeerscheinung der Arbeitslosigkeit gibt Silke Becker bei zunehmender sozialer Isolierung den Verlust der Zeitstruktur an. Hier wird von der Erosion des Zeiterlebens gesprochen. Das Zeiterleben laufe sozusagen ins Leere. Ohne feste Aufgaben und Termine dehnt sich der Tag unendlich, jede Beschäftigung erscheint sinnlos. Das Aktivitätsniveau sinkt immer weiter und eine depressive Dynamik gewinnt an Fahrt. Erschwerend kommt hinzu, dass die meisten Aktivitäten Geld kosten. Viele Möglichkeiten, die Freizeit sinnvoll zu nutzen, sind aus finanziellen Gründen ausgeschlossen.

Nach langen Jahren der Massenarbeitslosigkeit ist es nicht absehbar, ob das Problem des Arbeitsplatzmangels in nächster Zeit erfolgversprechend bekämpft werden kann. Die Flexibilisierung und Individualisierung der Erwerbsbiographien, der Verlust traditioneller Formen beruflicher Sicherheiten, ständige Umstrukturierungen von Unternehmen und die immer geringere Planbarkeit von Karriereverläufen sind jetzt schon Realität. Phasen der Arbeitslosigkeit werden für immer mehr Menschen Teil ihres Lebenslaufs sein. (vgl. Becker 2004)

Während die Erwerbstätigkeit von Frauen im deutschsprachigen Raum weiterhin steigt, fällt die Beschäftigungsrate von Männer signifikant. Auch entwickelt sich die männliche Arbeitslosenquote ungünstiger als die weibliche. Das industrielle Zeitalter mit seinen klassischen Männerberufen wie dem Bergmann, dem Arbeiter am Hochofen oder in der Schwerindustrie, wird zunehmend von der

Dienstleistungsgesellschaft abgelöst, für die Frauen besser qualifiziert sind. Traditionelle männliche Arbeitstugenden wie Stärke, Härte oder Muskelkraft sind offenbar obsolet geworden. (vgl. Hollstein, 2004)

Wenn früher von Betriebsschließungen und -verschlankungen im globalisierten Markt primär die Arbeiterklasse betroffen war, sind nun auch Menschen der Mittelschicht zunehmend betroffen. Somit müssen sich die einst erfolgsgewohnten Männer verstärkt mit der Wahrscheinlichkeit des Scheiterns in der eigenen Karriere auseinandersetzen. Der Konkurrenzkampf im globalisierten Weltmarkt erzwingt eine immer größer werdende Zahl von Verlierern. "Aufgrund der traditionalistischen Sozialisation, die sich noch nicht an die neuen ökonomischen Bedingungen angepasst hat, sind Männer zunehmend nicht in der Lage, sich auf dem Arbeitsmarkt adäquat zu verhalten." (Hollstein, 2004)

Wichtig ist in diesem Zusammenhang, wie Untersuchungen z.B. von der Bundesagentur für Arbeit in Nürnberg, belegen, dass Frauen mit einem Arbeitsplatzverlust besser umzugehen in der Lage sind als Männer, weil sich ihre Identität nicht nahezu ausschließlich aus dem Status der Erwerbstätigkeit speisen. So schreibt der englische Psychiater Anthony Clare, dass sich die Männer in ihrer übergroßen Mehrheit nach wie vor über ihre Arbeit definieren. Dementsprechend wird der Arbeitsplatzverlust als Verlust an Männlichkeit empfunden. (vgl. Clare 2002) Er weist auf die immensen psychologischen Probleme hin, die arbeitslose Männer haben. "Ein Mann war was er tat. Wenn ein Mann nichts tut, oder wenn ihm das, was ihn bisher definiert hat, weggenommen wird, ist er kein richtiger Mann mehr. Er ist tot." (Clare 2002) Im Gegensatz zu den Frauen haben die Männer sich keine kompensierende "Gegenwelt" zur Erwerbsarbeit aufgebaut. Es fehlt ihnen an sozialen Beziehungen, Sinn und Beschäftigung außerhalb ihres Betriebes. Hier sind die Frauen in der Regel besser aufgestellt.

Die ungünstigen Entwicklungen auf dem ersten Arbeitsmarkt erfordern verstärkte Aktivitäten in den Gemeinden, um mehr Männer am sozialen Leben teilhaben zu lassen. Ideen im Rahmen der Sozialreformen mit dem Leitgedanken des Fördern und Forderns (der Hartz-Gesetzgebung) gehen aus unserer Sicht an dieser Stelle in die richtige Richtung. Der zweite Arbeitsmarkt wird noch weiter an Bedeutung gewinnen. Stadtteilorientierte Projekte könnten Männern aus ihrer sozialen Isolation heraushelfen. Die Initiierung von Engagement für ein verbessertes Leben in der eigenen Region erfordert viel Bewusstseins- und Aufklärungsarbeit. In der Integrativen Therapie sprechen wir von den vier Wegen der Heilung und Förderung (vgl. Rahm u.a.1993), bei denen es darum geht, multiple Heilungs- und Entwicklungsprozesse zu fördern. Mit dem ersten Weg der Heilung und Förderung ist die Bewusstseinsarbeit gemeint. "Durch Intersubjektive Ko-responzen soll die therapeutische Arbeit an unbewußten Störungen und Konflikten Klärung und mehrperspektivische Einsicht gewähren mit dem Ziel der Auflösung narrativer Fixierungen und Veränderung kognitiver Strukturen zur Herstellung bzw. Wiederherstellung von Sinn;" ... zum vierten Weg der Heilung und Förderung den Alltagspraktischen Hilfen schreibt Schuch weiter: "Förderung der Bildung psycho-sozialer Netzwerke sowie die Ermöglichung von Solidaritätserfahrung: Durch "soziales Sinnverstehen" sollen "Ursachen hinter den Ursachen" und "Folgen nach den Folgen" erkannt werden, d. h. ein komplexes Bewusstsein für die Phänomene multipler Entfremdung ausgebildet werden. Dieser Bezug zur Solidarität hebt die Erfahrung von Solidarität, sozialer Zugehörigkeit und Eingebundensein hervor. Er führt pragmatisch zu Hilfen der Lebensbewältigung unter der Verwendung behavioraler, supportiver und netzwerktherapeutischer Methoden." (Schuch 2000)

Gesellschaftliche Entwicklungen, die eine Vereinzelung (anders gesagt Entfremdungen) der Menschen zur Folge haben, machen ein soziales Engagement immer wichtiger. Mit einer verbesserten Identifikation mit seinem Viertel und den Menschen, die Wegbegleiter auf meiner Lebensstrecke durch Kontext und Kontinuum sind, kann es vielleicht doch noch gelingen, Identitätsstiftendes in der Säule der materiellen Sicherheit zu finden. "Die soziale Realität, "prekäre Lebenslagen" (Müller, Petzold 2000h) als kontextabhängige Probleme machen "Soziotherapie" in einer effektiven, nicht reduktionistischen Hilfe für Menschen und für "multimodale" Kombinationsbehandlungen unverzichtbar. Wir konzipierten die erste Soziotherapieausbildung im deutschsprachigen Raum, die seit 1972 neben der Psychotherapieausbildung an unserer Einrichtung durchgeführt wird und entwickelten und beforschten

netzwerk-therapeutische Behandlungsverfahren. Diese als "vierter Weg der Heilung und Förderung" gekennzeichnete Vorgehensweise trägt der sozialpolitischen Verantwortung Rechnung, die TherapeutInnen unserer Auffassung nach im Rahmen des Gemeinwesens in besonderer Weise wahrnehmen sollten, zusammen mit ihren Partnern, den PatientInnen und KlientInnen, und - wo erforderlich - für sie." (vgl. Orth, Petzold 2000)

Waldemar Schuch schreibt zur Notwendigkeit von Netzwerkarbeit im Modell "Integrative Therapie" folgendes: "Die Problematik des Menschen wird nicht zuletzt im Kontext der Problematik seiner formellen und informellen Beziehungen gesehen. Die Erosion traditioneller sozialer Organisationsformen und damit einhergehend die zunehmende Singularisierung des Menschen, insbesondere in den Großstädten, verlangt die Entwicklung von neuen tragfähigen sozialen Strukturen, von Netzwerken, in denen er Zugehörigkeit und z.B. fundierte Kollegialität bzw. Partnerschaft erfahren kann und mit deren Weggeleit er seine Lebensstrecke "im Konvoi" durchmisst (Hass, Petzold 1999)." (vgl. Schuch 2000)

4.4.1. Männer und ihr Verhältnis zu Besitz und Geld

Nach Thomas Gesterkamp funktionierte der traditionelle Geschlechtervertrag nach einem ähnlichen Pakt, den die Männer in den fünfziger und sechziger Jahren mit ihren Arbeitgebern geschlossen hatten. "Beide Kontrakte beruhen auf lebenslanger Loyalität gegen das Versprechen lebenslanger finanzieller Sicherheit." Diese Versprechen werden heute nicht mehr eingehalten. Aus ihren Jobs werden die Arbeitsmänner "freigesetzt"; das moralische Pochen auf unausgesprochene Versprechungen funktioniert nicht mehr. Auch in ihrem Privatleben können Männer keine bedingungslose Loyalität mehr erwarten, wenn sie den weiblichen Ansprüchen an Versorgung und Vorzeigbarkeit nicht genügen." (vgl. Gesterkamp 2002) Direkt nach der Geburt des ersten Kindes laufen die Männer für Thomas Gesterkamp in die Traditionsfalle. Es wirken dann mit Macht die tradierten Bilder: "Papa bringt das Geld, Mama windelt und stillt." Von guten Vorsätzen einer partnerschaftlichen Aufteilung des Geldverdienens bliebe dann nicht mehr viel übrig: Er geht ohne Wenn und Aber arbeiten, sie zeigt eine unklare Haltung zur Erwerbsarbeit, wird "erst einmal" Hausfrau und Mutter, später vielleicht Hinzuverdienerin. Wenn Paare diese althergebrachte Arbeitsteilung der Geschlechter über Jahre aufrechterhalten, laufen die Männer Gefahr, auf ein eindimensionales Leben festgelegt zu werden. Zwar müssten sich Männer später häufig Vorwürfe anhören, weil sie sich im Privaten zu wenig kümmern würden, doch im Kern akzeptierten die Partnerinnen das bekannte Rollenmuster. Als Gegenleistung übernehmen sie die Regie in Erziehungs- und Haushaltsfragen, wo sie allerdings auch die Definitionsmacht für sich Anspruch nehmen. (vgl. Gesterkamp 2002) Männer sind zunehmend mit einer Zersetzung der traditionellen Versorgerrolle konfrontiert. An die Stelle der lebenslangen Festanstellung mit gesicherten Bezügen droht mittlerweile die lebenslange Probezeit zu rücken. Die wenigsten Männer können ihren Lieben ein verlässliches Auskommen auf Dauer garantieren. Veränderungen auf dem Arbeitsmarkt führen zunehmend dazu, dass die alten Männerbilder (z.B. Der Kerl hat mit seiner Hände Arbeit die hungrigen Mäuler zu Hause gestopft.) nicht mehr greifen. Qualitäten wie physische Kraft und Stärke wird von Arbeitgebern immer weniger abgefragt. Diese Tatsache schwächt den Status der Männer im traditionellen Gefüge. Ebenso ist es eine Tatsache, dass Männer, die keine ökonomische Sicherheit mehr bieten können, geringere Chancen haben, eine Partnerin zu finden. Die Erwerbstätigkeit der Frauen nimmt durch Nachfrage im Dienstleistungssektor stetig zu, wo hingegen in den traditionellen Männerdomänen der Industrie weiter Arbeitsplätze abgebaut werden. Von der amerikanischen Feministin Susan Faludi gibt es den provokativen Ausspruch: Frauen ohne Job sind Mütter oder Hausfrauen; Männer ohne Job sind nutzlos und machen Schwierigkeiten. (vgl. Faludi 2001) Nach Auffassung von Susan Faludi müssen die Männer sich ebenso wie die Frauen mittlerweile auf dem "Markt der Eitelkeiten" behaupten. Sie spricht in diesem Zusammenhang vom betrogenen Geschlecht, da die Männer sich in der "Kampfarena des Ornamentalen", in der man sich nur noch durch Geld, Statussymbole und den eigenen Körper beweisen kann, nicht zurecht finden. Die Attraktivität des Körpers habe an Bedeutung zugenommen, da gutverdienende Frauen sich mit Einladungen zum Essen oder teuren Autos kaum noch

beeindrucken lassen würden. (vgl. Faludi 2001)

So kann zumindest auf dem Heiratsmarkt von einer Angleichung der Geschlechter gesprochen werden. Der heutige heiratsfähige Mann sieht sich mit der am besten ausgebildeten Frauengeneration aller Zeiten konfrontiert. Das Bildungsniveau des weiblichen Geschlechts ist in den vergangenen Jahren kontinuierlich gestiegen und steigt weiter an, während das des männlichen Geschlechts sich ebenso kontinuierlich reduziert. Mädchen erzielen bei den diversen Schulabschlüssen im Durchschnitt die besseren Noten. Für Walter Hollstein sind Jungen und Männer inzwischen die Verlierer im modernen Ausbildungssystem. Der Anteil des männlichen Geschlechts an Schulabgängern mit Realschulabschluss und mit Hochschulreife ist stark rückläufig. Dagegen dominieren die Jungen bei den Hauptschülern, im besonderen Maße auch bei denjenigen, die das deutsche Schulsystem ohne Schulabschluss verlassen. Dies prädestiniert dieses Klientel für eine "Karriere" als Sozialhilfeempfänger oder womöglich als Nichtsesshafte, da es in wenigen Jahren keine entsprechend entlohnten Betätigungsfelder mehr geben wird. (vgl. Hollstein 2004)

Trotz all dieser Entwicklungen muss darauf hingewiesen werden, dass Männer nach wie vor die besser bezahlten und hierarchisch höher angesiedelten Beschäftigungsverhältnisse haben. Die Gründe dafür liegen in den weiterhin bestehenden Männerbünden, die auf den Erhalt der hegemonialen Macht abzielen. Die damit verbundene finanzielle Überlegenheit der Männer bedeutet im noch bestehenden System somit Macht im Geschlechterkontext. Im Umkehrschluss bedeutet die zunehmende Qualifikation der Frauen und die veränderten Anforderungen auf dem Arbeitsmarkt verbesserte finanzielle Perspektiven für Frauen und damit einen sich jetzt schon abzeichnenden Machtverlust für die Männer. Die anstehende Aufgabe der Männer ist somit, einen gesunden Ausgleich zwischen Arbeit und Freizeit bzw. Erwerbsarbeit und Familienarbeit herzustellen. Diese Perspektive wird derzeit unter dem Stichwort "Work-Life-Balance" diskutiert.

4.5. Die Säule der Werte

Gemäß der realexplikativen Theorie und den Leitfäden der Integrativen Therapie gilt es Werte, Sinnfindung und Normen als weitere wichtige Säule der Identität aufzunehmen.

Einzubeziehen in die Arbeit mit Menschen sind hierbei stets unsere eigenen Werte, Normen und Sinnhintergründe als Therapeuten, Berater und Pädagogen, wenn wir mit Menschen nach deren Werten und Sinn suchen. Hiermit sind Sinn, Ziele, Werte und Normen gemeint – es sind Einstellungen zu Leben und Tod, Liebe, Wahrheit, Mitmenschlichkeit, Hoffnung, Religion, Spiritualität, Weltanschauung und auch zur Geschlechtsidentität. Als Beobachtungsfeld nimmt die Integrative Therapie zusätzlich die verschiedenen Bewertungsstile, wie ein Mensch mit den ihm entgegenbrachten ständigen Fremdattributionen umgeht und wie er diese für sich bewertet, in den Blick.

In zahlreichen Veröffentlichungen, Diskursen und Polylogen nahm H. Petzold die Wertethematik und damit Sinnthemen aus unterschiedlichen Blickwinkeln als Grundlage in der Entwicklung der Integrativen Therapie und Agogik auf, „dass es Sinn gebe aber nicht den Sinn, sondern immer vielfältigen Sinn, den wir wieder ergreifen, immer wieder schöpfen erschaffen müssen und der vielleicht bei meinem Nachbarn oder bei einem Freund schon ein ganz anderer ist, ganz andere Qualität hat, als bei mir. Deshalb müssen wir uns immer darüber verständigen, was wir unter Sinn verstehen und insofern kann dieses Thema nur diskursiv, korrespondierend angegangen werden, d.h. in Begegnungen und Auseinandersetzungen. (vgl. Petzold 2000)

Die Entwicklung und Erarbeitung eigener Werte sind die Grundlage für Sinn. Werte sind somit eine Art Motor der Persönlichkeitsentwicklung, Werte ziehen uns nach vorn, sie bewegen unser Leben. Es geht also um das, was jemand für richtig hält, wovon er überzeugt ist, wofür er eintreten will und wovon er glaubt, dass es auch für andere Menschen wichtig ist, die persönliche Lebensphilosophie und die

Grundprinzipien, an denen der Einzelne sich ausrichtet. (vgl. Petzold 1993 p)

Wer eigene Wertsysteme zu entwickeln weiß, findet leichter ein tragfähiges soziales Netz mit Gleichgesinnten, findet Orientierung im Leben und hat eine gute Entscheidungshilfe. Tragfähige Werte lassen Krisen und Krankheit besser überstehen und lassen dabei Sinnfindung zu.

Doch es bleibt erstaunlich, wie schwierig es ist, eine klare Definitionen eines Wertbegriffs zu finden. So sind neben „Gütern materieller, kultureller und ethischer Art (mein Haus, meine Familie, meine Heimat, mein Glaube), die als Handlungsziel vorgegeben sind „auch Haltungen, Überzeugungen in Bezug auf diese Ziele und Werthaltungen, mittransportiert“.

Bei Aufzählungen, die mit Werten verbunden werden, können sind „Übergewichte“ herausbilden, aber keine eindeutigen geschlechtsspezifischen Unterschiede erkennbar werden, z.B. die Freundschaft, die Partnerschaft, das Familienleben, Eigenverantwortung, Kreativität Gesetz und Ordnung, Unabhängigkeit, Sicherheit, Fleiß und Ehrgeiz, Gefühle berücksichtigen, Toleranz, Lebensstandard und auch Gottesglauben, Geschichtsstolz, politisches Engagement, Konformität, etc..

Die Integrative Therapie hat eine Reihe eigener Leitwerte die sich auf die philosophischen Ausrichtungen und Arbeiten *Levinas, Marcel, Derridas, Foucaults und anderer* stützen, entwickelte aber kein geschlossenes Wertesystem. Vielmehr sieht der integrative Ansatz seine zentrale therapeutische Kategorie in der „intersubjektiven Ko-respondenz und Kooperation mit Menschen und der grundlegenden Achtung vor der Andersartigkeit des Anderen“ und damit vor dessen Werten, Normen und Sinnerfassung.

Werte sind für Menschen existenziell notwendig. Sie bilden die Maßstäbe für unser Handeln, sie steuern uns, geben uns Zielsetzung und verleihen Sinn.

Die Werte sind es, die dem Einzelnen nicht nur einen Plan für persönliches Handeln geben, sie machen es uns Menschen möglich, in Gruppen zu leben. Werte versehen das soziale Leben mit einem Element der Vorhersagbarkeit.

Menschen beziehen aus ihren Werten und ihrer Zugehörigkeit zu Wertgemeinschaften (Kirchen, Glaubensgemeinschaften, politische Organisationen, humanitäre oder ökologische Vereinigungen) Sinn und Kraft. Sie sind durchaus wichtige identitäts-bestimmende Quellen. Werte werden verkörpert und führen zu einer Haltung, die sich wiederum im Verhalten zeigt. (vgl. Orth 2002)

Die Säule der Werte kann, sofern sie kräftig gebaut ist und entwickelt wurde, für das Identitätserleben eines Menschen immense Tragkraft gewinnen. Gerade in Krisen, bei Krankheit, Armut und Diskriminierung gewinnen Sinnfragen für Menschen an Bedeutung, da sie die Grundlage für ihre Haltungen und Einstellungen darstellen.

Wenn Menschen in der Lage sind, ein gutes Wertsystem für sich zu entwickeln und auch beständig weiterzuentwickeln, finden sie leichter Orientierung, haben Entscheidungshilfen und kommen in der Gemeinschaft Gleichgesinnter leichter zu ihren Netzwerken.

„Sinn, persönlicher und gemeinschaftlicher Sinn, entsteht aus der Verknüpfung und Interpretation von erlebten und erfahrenen „Wirklichkeiten“ d.h. auf dem Lebensweg sinnhaft wahrgenommener und erlebniskonkret aufgenommener Geschehnisse in der Welt, an denen Subjekte beteiligt sind und über die sich in Konsens und Dissensprozessen auseinander zu setzen ist.“ (vgl. Petzold, 2000)

Auch in Betrachtung der Salutogenese Antonovskys ist „das Gefühl der Sinnhaftigkeit“ neben der „Verstehbarkeit“ und der „Handhabbarkeit“ die wichtigste Grundlage und Grundsicherheit für Menschen, innerlich nicht zu zerbrechen und auch gleichzeitig in äußeren Anbindungen Unterstützung und Halt zu finden. Der Lebenssinn stützt sein „Kohärenzgefühl“ und dient als Stressbewältigungsressource für den Einzelnen. Sinn ist somit keine „Copingstrategie“ sondern eher

mit einer Lebenshaltung oder Lebenseinstellung beschrieben. Das dabei entstehende Kohärenzgefühl ist nach Antonovsky ein entscheidender Prädiktor für die Bewältigung von belastenden Lebenssituationen und damit für Gesundheit insgesamt.

„Wenn der Sucht ein Sinn zugeordnet werden kann, fällt es leichter die Suchterkrankung und deren oft schuldbeladene Auswirkungen als Teil der eigenen Biographie zu begreifen und in das Kontinuum des eigenen Daseins zu integrieren“ (vgl. Petzold 2002 a)

Für eine Arbeit mit suchtkranken Menschen ist es von Bedeutung und notwendig, sich auch mit seinen eigenen Werten und den unterschiedlichen, wenn auch sozial konstruierten Werten und Normen der Geschlechter zu befassen.

4.5.1. Männliche Werte und Normen

Explizite Werte für Männer orientieren sich, wie schon beschrieben, häufig an den alten Sozialisationsbedingungen und Mythen (der Mann als Krieger, als Soldat, als König, als Retter im Sinne einer Selbstaufopferungsidee: der Mann setzt seine Kraft, Stärke und Unerschrockenheit ein, damit Andere überleben können). Wie in anderen Kapiteln dieser Arbeit beschrieben, stehen oft Leistung, Wettbewerb und Konkurrenz an erster Stelle einer Werteskala für Männer. Die Unverletzbarkeit, die Fähigkeit zu dominieren und kontrollieren werden zur Norm. Normen hingegen sind hier eher als die Wertsetzungen der Gemeinschaft zu betrachten. Eine Norm ist die allgemeine Regel, die angibt, was sein soll. (vgl. Schuch 1988)

„Wenn ein Wert die Befriedigung existenzieller Bedürfnisse des Menschen reflektiert, dann liegt der Norm als Modell, die Erfahrung und Vorstellung der Eingrenzung, Anpassung, Formung, Versagung dieser Bedürfnisse zugrunde. Jede Norm enthält strukturell somit folgende Subbotschaften: Ich bin nur in Übereinstimmung mit der Norm gut bzw. extrem ausgestaltet: wer ich bin, wie es mir geht, was ich zum Leben brauche ist gegenüber dem Prinzip Norm letztlich zweitrangig und gleichgültig“

Dennoch sind Normen keinesfalls per se Feinde der Selbstverwirklichung, sie sind im Gegenteil Möglichkeitsbedingungen für eine Selbstverwirklichung. Normen können sehr viel Sicherheit vermitteln, z. B. Sicherheit für das eigene Verhalten und das gegenüber Anderen, insbesondere auch dem anderen Geschlecht. Normen sind erst dann lebensfeindlich, wenn sie nur als Anpassung, Formung, Versagung von Bedürfnissen verstanden werden. Nicht die Norm soll bestimmen wer ein Mensch ist, sondern die Norm kann helfen, den Rahmen zu schaffen für eine individuelle Identitätsentwicklung.

Die Entstehung von archaischen männlichen Normen und Werten beschreibt der amerikanische Anthropologe David Gilmore in einer weltumspannende Studie, in der er verschiedene Gesellschaften untersuchte. Von "Jäger und Sammler- Kulturen" bis zum postindustriellen Habitus westlicher Nationen scheint bei aller Unterschiedlichkeit Eines gemeinsam zu sein: Mannsein muss hart erkämpft werden. Mannsein ist stets unsicher und prekär, eine Auszeichnung, die man stets neu gewinnen und erobern muss. Auf dem Hintergrund, dass Männer die Tatsache akzeptieren lernen müssen, dass sie entbehrlich sind, stehen sie in der Gefahr, dass sich Werte und auch Sinnfindung gegen sie selbst richten und sie beschädigen kann.

Solange es einen hohen gesellschaftlichen Wert darstellt, dass Männer ihre eigenen Bedürfnisse einschränken, ihr Leben gering zu achten, es notfalls für andere einsetzen, werden sie in diesen alten „mythologischen Ideen vom Mannsein“ bestärkt. Solange Teile der Erziehung auf die Selbstaufgabe und die männlichen Imperative von „Härte“, „Beiß dich durch“ und „Weine nicht“ ausgerichtet sind, erhalten sie den „heroisch gewendeten Befehl“ zu eigener Abwertung. (vgl. Gruen 1986)

Hierin besteht ein tieferer Zusammenhang zwischen dem Selbstbild und der Selbstzerstörung einiger Männer. Diese Männer werden noch heute angehalten, ihre Existenz aufs Spiel zu setzen im Beruf, im Krieg, um zu retten, zu verteidigen, zu ernähren. Hier verlassen sie sich noch immer auf ihre Mythen

und ihren Glauben, endlich etwas „Heroisches und Besonderes“ zu tun und damit Sinn zu erhalten. Hier erscheint eine anthropologische und historische Forschung und Betrachtung männlicher Werte wichtig auf dem Hintergrund wiederkehrender Weltgeschichte im Sinne von Krieg/Terror. Männer, insbesondere die sogenannten „Bildungsfernen“, haben im Zweifelsfall ihr Land zu verteidigen und zur Not ihr Leben zu geben für die Gemeinschaft, für den Staat, den Glauben oder andere Mythen.

Der Tiefenpsychologe Guggenbühl sieht hier die männliche Tendenz zur Grandiosität und Überhöhung fortgesetzt, die ständige Neigung zu Mythen, mit denen Männer ihre Werte und ihren Sinn demonstrieren können anstelle der realen Auseinandersetzung mit ihrer Verantwortung, bestätigt. Das Ausrichten auf die Mythen und das Fehlen der persönlichen Betroffenheit hat zur Folge, dass Männer neue Themen und Herausforderungen immer in ein mythisches Spannungsfeld einordnen müssen. (vgl. Guggenbühl 1994)

Die unterschiedlichen Norm- und Wertsetzungen, denen Männer sich aussetzen, zeigen sich in ihren Männergesellschaften, in Kohorten, in Vereinen, in Gruppen und Betrieben und beim Militär und können dort Zwang und Druck auf den Einzelnen bedeuten. Hierbei kann es zu einer *Anästhesierung der eigenen Bedürfnisse und Gefühle* für Männer im eigentlichen Sinne kommen. Dabei helfen Drogen und Alkohol den Männern, den Druck zu kompensieren, weiter Stärke zu zeigen, sich unempfindlich zu machen und dabei eigene Bedürfnisse zu verbergen.

Die aus Werten und Normen hervorgegangenen Ordnungen, Gebote und Gesetze schaffen geschützten Lebensraum gegenüber Tendenzen menschlicher Destruktivität. (vgl. Petzold 2001m) Schließlich leistet ein Wertesystem auch immer Lebensdeutung, wodurch Komplexität reduziert und das Leben in der Regel erträglicher gemacht wird.

Es ist Aufgabe in unserer praktischen Arbeit mit Menschen und diesem Fall besonders mit Männern, die teilweise an deutlichen Wertverlusten leiden, die Störungen zwischen dem Austausch der persönlichen Werte und der Wandlung gesellschaftlicher Normen aufzuspüren. Sowohl das Leiden an unangemessenen Normen oder unangemessener Vermittlung von Normen als auch ein beschädigtes Wertgefühl aufgrund entgrenzter persönlicher Bedürfnisstrukturen bedürfen hier der besonderen Betrachtung. In einer identitätsfördernden Haltung müssen belastende Übernormierungen ebenso entdeckt werden wie das Fehlen von Werten und Wertgefühlen. Die Erarbeitung eigener Wertsetzung wird in diesem Zusammenhang notwendig, um in gegenseitiger Anerkennung und Wertschätzung sinnstiftend zu arbeiten. „Verlust oder Fehlen eines Lebenssinns .. ist vielleicht der allgemeinste Nenner aller Formen von Gemütsstörungen wie; Schmerz ; Krankheit , Verlust , Misserfolg, Verzweiflung, Enttäuschung, Todesfurcht oder bloße Langeweile - sie alle führen zu der Überzeugung, dass das Leben sinnlos ist“ (vgl. Petzold 2000)

Für Männer haben -ebenso wie für Frauen- die neuen „Selbstentfaltungswerte“ Konjunktur, „alte“ Werte unserer -in diesem Fall- Väter, wie Disziplin und Gehorsam, Pflichterfüllung und Bescheidenheit sind bereits durch Abwechslung, Ungebundenheit, Autonomie, Abenteuer, Genuss und Selbstverwirklichung abgelöst. Jungen und Männer hatten es unter anderem vor 30 Jahren an dem Punkt leichter, als dass die damalige Zeit der Normen und Werte ihnen Orientierung geben konnte, es gab eine größere Eindeutigkeit und Klarheit von Eltern und Gesellschaft und damit eine größere Klarheit in der Geschlechtsrollenidentität. Die Befreiung aus diesen alten eher starren und einengenden Werten und Normen schaffte enorme Freiheiten und Möglichkeiten neue eigene Werte zu erschaffen, Sinn zu geben, aber auch gleichermaßen Probleme, die eine Reihe von Männern in Bedrängnis bringen. Ein Abrücken von alten Werten und Normen erzeugte eine Wandlung in der Aufgabenstellung, die Rollenüberzeugungen und Geschlechtsidentität müssen ständig neu konstruiert und definiert werden. Während Frauen diesen Prozess wohl durch ihre Emanzipationsbewegung ein großes Stück voran bringen konnten, scheinen Männer hier noch am Anfang zu sein.

Für das Verhältnis der Geschlechter, z.B. in heterosexuellen Partnerschaften, bedeutet die Veränderung der Werte, die Notwendigkeit von Diskussion, Aushandeln und immer wieder neuen

Festlegungen: „Leitende Normen verblassen, büßen ihre verhaltensprägende Kraft ein. Was früher stumm vollzogen wurde, muss beredet werden, begründet, verhandelt, vereinbart und kann gerade deswegen immer wieder aufgekündigt werden. Alles ist diskursiv.“ (vgl. Beck, Beck-Gernsheim 1990)

Einige Männer versuchen sich trotz Mühen in Übereinstimmung mit diesen neuen Rollenerwartungen in Partnerschaft und Familie und suchen hier Wert und Sinn, doch ein Scheitern dieser Lebensentwürfe und Werte lässt sie oft ins Bodenlose fallen.

Wenn Männer neue externe Werte, wie z.B.: die Wertigkeit der körperlichen Attraktivität, von Frauen übernehmen, ist dies eine gute Möglichkeit für Männer, neue Formen ihres körperlichen Ausdrucks zu finden. Solche „Life style“ Veränderungen ersetzen jedoch noch keinen Sinn, sondern schaffen zuerst einmal neue Normen oder Werte, die mit Sinn gefüllt werden müssen. Die Männer, die den neuen Normen, wie z.B. der Fitness/ Körperkulturszene nicht entsprechen können, lassen sich hier erneut leicht vom neuen Life-Style Denken beeindrucken.

Als Hinweis beschreibt Petzold kritisch den neuen „Life Style“ als modernes Phänomen fokussiert auf mögliche Lebensformen, Moden, Trends, die dem Streben heutiger Menschen nach Selbstfindung und Selbstverwirklichung, aber auch nach Selbstbetäubung, Selbstvergessen und Selbstdestruktion zur Verfügung stehen, die von einer produktions- und konsumbestimmten, kapital- und mehrwertgesteuerten Gesellschaft angeboten werden. Dem neuen „Life style“ ist deshalb in der diagnostischen Erfassung seiner positiven Potentiale (Empowerment) sowie seiner destruktiven Form (Selfdestruction) in der Therapie besondere Aufmerksamkeit zu schenken. (vgl. Petzold H. 2001 p, Petzold 1998) Ein solcher Zugang bezieht sich auch auf sich ständig verändernde Ausdrucksformen in Kunst und Mode und neuer Erwartungen und Lebensstile. Männer haben in einer sich stets wandelnden Wertegesellschaft neue und unterschiedliche Anforderungen zu bewältigen, die keine normierten Einseitigkeiten mehr gelten lassen.

5. Männer und Sucht

Im Kindes- und Jugendalter steht nach Ansicht von Böhnisch und Winter die Geschlechtersozialisation im Mittelpunkt der Identitätsentwicklung in der Tiefendynamik von Bindung und Ablösung, Selbstbezug und sozialer Orientierung. Aus dem männerspezifischen Blickwinkel ist das auffällige Suchtverhalten von Jungen und heranwachsenden Männern im Folgenden näher zu betrachten.

Das Risikoverhalten von männlichen Jugendlichen ist in der westlichen Kultur nach wie vor ein Teil der Bewältigungsstrategie im Übergang zum Erwachsenwerden. Hierzu gehört insbesondere das Experimentieren mit unterschiedlichen psychoaktiven Substanzen. Nach neueren Untersuchungen ist bei den 12- bis 25-jährigen Jungen und jungen Männern ein deutlich ausgeprägteres Konsumverhalten feststellbar als bei den gleichaltrigen Mädchen. So trinken 39 Prozent des männlichen Bevölkerungsteils mindestens 1x wöchentlich alkoholische Getränke und im Vergleich dazu beträgt der Frauenanteil 20 Prozent in dieser Altersgruppe. Entscheidend ist dabei allerdings die Trinkmenge, die bei den männlichen Konsumenten dreifach höher liegt als bei den Frauen. (vgl. Stoever 2004) Die in der Suchtforschung längst bekannte Tatsache, dass erwachsene Männer im Vergleich zu Frauen weit häufiger eine Suchtmittelabhängigkeit entwickeln (laut Stoever stellen Männer Zweidrittel der behandlungsbedürftigen Suchtmittelabhängigen), ist dies auf ein schon frühzeitig einsetzendes Konsummuster der Jungen zurückzuführen. Sie zeigen härtere Konsummuster in Bezug auf Quantität und Qualität. Ihr Alkoholgebrauch ist öffentlicher, unangepasster und risikoreicher und die psychosozialen Folgeproblematiken sind größer als bei den Frauen. (vgl. Stoever 2004)

Nach Klaus Hurrelmann ist die Aufnahme des Konsums von legalen und illegalen Drogen von der Freundes- und Gleichaltrigengruppe bestimmt. Hiernach haben 14 und 15-jährige Jugendliche, die nicht einem Verein angehören, sondern sich lieber an einer selbstgewählten Clique von Freunden und Bekannten orientieren, einen doppelt so hohen Häufigkeitswert von Alkoholkonsum wie die

Vergleichsgruppe. Das frühe Ablösen von den Eltern und die Hinwendung an die Peergroup geht einher mit vermehrtem legalen und illegalen Drogenkonsum. Hiermit wird der Zusammenhalt in der Gruppe bei gleichzeitiger Abgrenzung zur Erwachsenenwelt dokumentiert. So dient z. B. der Alkoholkonsum auch vielen Adoleszenten zur Bildung einer eigenen Cliquen- und Freizeitkultur und besitzt darüber hinaus eine integrative Funktion, indem Jugendliche durch das Alkoholtrinken auf symbolischer Ebene Teilhabe an der Männerkultur demonstrieren können. (vgl. Sieber 1993) Gelegentliche und häufige Rauschzustände mit starker Betrunkenheit ist vornehmlich bei jungen Männern festzustellen. Sie weisen einen härteren Alkoholkonsum auf, trinken mengenmäßig mehr als Mädchen, und das Rausch-Trinken ist positiv besetzt bzw. wird von der Gesellschaft eher entschuldigt (vgl. Vogel 1997) Hiermit können sie vermeintlich Stärke und Unabhängigkeit demonstrieren. So geben 32 Prozent der 18-jährigen männlichen Jugendlichen an, regelmäßig solche Rauschzustände zu suchen. Für Heino Stoeber vom Institut für Drogenforschung der Universität Bremen suchen die heranwachsenden Männer mit ihren Rauscherlebnissen den Abbau von Blockaden, die Aufhebung von Grenzen, die Übertretung des Wachbewusstseins und eine Antriebssteigerung. Sie wollen über sich hinauswachsen. Hier spielt der Verlust von Kontrolle und die Reduktion des Schmerzempfindens ebenfalls eine Rolle. Die Trinkexzesse sind Ausdruck einer Risikobereitschaft und stellen eine Regelverletzung und einen Tabubruch da. Offenbar sind die jungen Männer auf die Suchtmittel als Spannungsregulierer ebenso wie als Enthemer deutlich stärker angewiesen als die jungen Frauen, die auf solche Spannungsregulierungsimpulse eher mit Medikamentenkonsum reagieren.

Hier schimmern bereits die klassischen Geschlechtsrollenstereotype durch. Wie sind die Motive der jungen Männer, sich diesen gesundheitlichen Risiken auszusetzen? Sehr oft sind sie sich der Gefahren bewusst, aber sie versprechen sich erhebliche Vorteile für Anerkennung und Selbstwertgefühl. Der Hunger nach Zuwendung und Aufmerksamkeit ist bei vielen von ihnen die Antriebsfeder, vor allem dann, wenn sie leistungsmäßig und sozial zu den Randständigen gehören, den von Versagen und sozialer Isolierung Bedrohten. Dies gilt auch für die verzweifelte Suche nach dem Ich, dem Versuch, sich selbst zu finden. Offensichtlich fehlt es vielen Jugendlichen im normalen Alltag, diese Gefühle von Bestätigung und Selbstwert zu erleben. Sie greifen auf den Drogenkonsum, die Manipulation durch Arzneimittel, auf die Selbst- und Fremdaggression und auf andere Risikoverhaltensweisen zurück und nehmen dabei die gefährlichen Konsequenzen für ihre eigene Gesundheit und ihr eigenes Leben billigend in Kauf. Bei vielen Jugendlichen spielt in diesem Zusammenhang die überspannte Erwartungshaltung in Hinblick auf die eigene Lebensgestaltung eine große Rolle. Dieser Prozess kann in immer jüngeren Lebensjahren beobachtet werden. Nach Hurrelmann haben wir es hierbei mit einer biographischen Vorverlagerung zu tun. Vielen Jugendlichen fehlt es in der heutigen Gesellschaft an realistischen Perspektiven und Visionen für die Gestaltung ihres Lebens und an echten, überzeugenden Vorbildern. Vielen fehle es schlicht an sozialen Räumen und Gelegenheiten für Abenteuer und Spannung. Es gebe zu wenig Möglichkeiten, ihren Aktions- und Erlebnishunger zu stillen. Dies gilt im besonderen Maße für männliche Jugendliche. (vgl. Hurrelmann u. a, 2003)

Auch hier ist es uns nochmals ein Anliegen, darauf hinzuweisen, dass Männer und Jungen eine ausgesprochen heterogene Gruppe darstellen. Allerdings ist ein Großteil von jungen Männern für den riskanten Drogengebrauch empfänglich. Dennoch haben die meisten gesundheitsbezogenen Verhaltensweisen für die Jugendlichen keine unmittelbare gesundheitliche Relevanz, sondern werden in Bezug auf die altersbedingt anstehenden Entwicklungsaufgaben eingesetzt. Dementsprechend ist zu bedenken, dass der Konsum psychoaktiver Substanzen in der Adoleszenz nicht automatisch als Problemverhaltensweise etikettiert werden darf. So kann das Erlernen eines verantwortungsvollen Umgangs mit psychoaktiven Substanzen durchaus auch eine adaptive Funktion in der Jugendentwicklung haben. Substanzkonsum ist in erster Linie dann problematisch, wenn er sehr früh oder exzessiv einsetzt oder wenn er in Kombination mit anderen problematischen Verhaltensweisen auftritt und daraus eine instrumentelle Gewohnheit wird, die zu einer frühen Einschränkung des Verhaltensrepertoires bei Problemen und Anforderungen führt. (vgl. Richter, Hurrelmann 2004) "Es ist davon auszugehen, dass Jungs Alkohol nicht nur im Sinne einer Ersatzhandlung einsetzen (Bewältigungsversuch für Konflikte und Probleme), sondern Alkohol ebenfalls mit dem gesellschaftlichen Konzept von Männlichkeit zusammenhängt. Alkoholtrinken ist unter diesem

Verständnis u. a. eine männliche Statushandlung, die dem Jungen Mann-Sein verspricht (Alkoholrausch als Aufnahme in die Männerwelt). Jungs verwenden Alkohol dazu, eine männliche Identität zu konstruieren und demonstrieren mit dem Alkoholkonsum, dass sie ein "richtiger Mann" sind - ein ganzer Kerl dank Alkohol (Hellferich 1994)." (vgl. Senger-Lindemann 2000) Die Ursache für den massiven Alkoholgebrauch der männlichen Jugendlichen liegt für Heino Stoeber in der Unsicherheit der Männer in ihrer Geschlechtsrolle. Für ihn prädestinieren die bestehenden männlichen Rollenzwänge zum Alkoholkonsum. Alkohol kann als ideales Medium einer Scheinwelt mit positiven Selbstbild dienen und einen Ersatz für blockierte Gefühlswahrnehmungen darstellen. Bei den berauschten Männern sind Unverletzlichkeitsphantasien, Größenwahn und Gruppenerleben sowie die Demonstration von vermeintlicher Stärke und Macht Bestandteile ihrer Konstruktionen von Männlichkeit. Für Stoeber sind die Rauscherlebnisse der jungen Männer "kleine Fluchten" vor sich selbst und dienen der Selbstverleugnung. (vgl. Stoeber 2004)

Deutlich ist, dass der Konsum von Drogen aller Art eine spezifische gleichermaßen problematische Form der Lebensbewältigung junger Menschen ist. Letztlich ist jeder Drogenkonsum ein Versuch, sich alltäglichen Lebensproblemen und Lebensherausforderungen zu stellen, sich mit ihnen auseinander zu setzen und eine Form der Bewältigung zu finden. Drogenkonsum als Copingstrategie stellt demnach ein riskantes Hilfsmittel in der Sozialisation Heranwachsender dar.

Der Drogenkonsum männlicher Jugendlicher hat innerhalb der männlichen Sozialisation einen höheren und gewichtigeren Stellenwert als bei den weiblichen Heranwachsenden. Der erste Rausch eines Jungen erscheint als "Übergangsritus". Wie der Verlust der Unschuld oder die Führerscheinprüfung verleiht die Fähigkeit, zu trinken wie ein Mann einem Jungen eine Art Geschlechtsstolz.

Für Jungen sind rauschhafte Erlebnisse -insbesondere der Alkoholkonsum- aufgeladen mit einer Bedeutung, die weit über bloßes Spaßhaben hinausgeht. In der Regel suchen die heranwachsenden jungen Männer den kollektiven Rausch in ihrer Kohorte. Der rauschhafte Alkohol- und Drogenkonsum hat hier doppelte Bedeutung. Einerseits stellt diese Regelverletzung ein Teil zur Schau getragener Männlichkeit dar (trinken wie ein Mann), andererseits hilft der Rausch, Insuffizienzgefühle wie Scham, Angst und Schüchternheit zu überwinden. Hier wird der rituelle Substanzgebrauch zum "Instrument" hervorgehobener Männlichkeit und bietet ein Medium in Abgrenzung zum "Weiblichen". Gefühle der Stärke, Macht und Unverletzlichkeit sollen durch den Rausch initiiert werden.

Die überwiegende Anzahl der im Jungendalter "erfolgreich" angenommenen Verhaltensweisen und Gewohnheiten werden im Erwachsenenalter fortgeführt und sind damit bestimmende Faktoren für den weiteren Gesundheitszustand. (vgl. Hurrelmann, 2003)

Erste Trinkerfahrungen und Rauscherlebnisse finden bei Jungen verstärkt außerhalb des Elternhauses in der Gruppe anderer männlicher Jugendlicher statt, während diese Erfahrung bei Mädchen stärker zu Hause stattfindet. Männliche Jugendliche gehen davon aus, dass sie durch massives Trinken ihr Image in der Gruppe Gleichaltriger aufwerten können, während Mädchen, wie Untersuchungsergebnisse zeigen, diese Einstellung für sich nicht in Anspruch nehmen. Trinken dient den männlichen Jugendlichen als Demonstration vermeintlicher Macht und Unabhängigkeit.

Die amerikanischen Autoren Lemle/Michkind (1989) sehen in ersten Alkoholerfahrungen einen Initiationsritus zum Mannsein, nachdem andere Definitionen des Übergangs zu erwachsener Männlichkeit ihre Bedeutung verloren haben. Problematisch für männliche Heranwachsende ist das nicht selten vorzufindende exzessive Trinkverhalten. Mit solch hohem Alkoholkonsum geht eine Reihe hochriskanter Verhaltensweisen einher. Zu nennen wäre da z.B. der Konsum weiter psychotroper Substanzen, Delinquenz und Gewalt. So fallen nach amerikanischen Schätzungen 10 mal häufiger Jungen unter 18 Jahren wegen eines Alkohol- oder Drogendelikt auf als gleichaltrige weibliche Jugendliche. Ein anderes Beispiel zeigt uns das Problemfeld Alkohol im Straßenverkehr, das eindeutig alters- und geschlechtsspezifisch geprägt zu sein scheint. So verlieren Männer wegen Alkoholkonsum neunmal häufiger als Frauen ihren Führerschein. (vgl. Vosshagen 1996) Die

Unfähigkeit, Fahren und Trinken zu trennen, ist in erster Linie ein Problem der Männer, bei denen Alkohol als Unfallursache in der Altersgruppe von 21 bis 24 Jahren mit Abstand am häufigsten auftritt. Ferner ist erkennbar, dass Trink- und Fahrkonflikte bei Männern ab dem Alter von 35 Jahren aufwärts mit Fortschreiten im Lebenszyklus kontinuierlich abnehmen. (vgl. Jahrbuch Sucht 2004, Quelle Statistisches Bundesamt)

Trotz der erschreckend hohen Zahl von gefährdeten jungen Männern ist festzuhalten, dass nur ein geringer Teil dieser Menschen später eine behandlungsbedürftige Substanzmittelabhängigkeit entwickeln.

Nach Petzold ist Sucht eine Erkrankung des Gesamtsystems. Sie hat eine physiologische, eine psychologische, eine soziale, eine ökologische und eine spirituelle Dimension. Sucht nährt sich in risikobesetzten spezifischen Netzwerkkonstellationen, die als problembehaftet zu konstatieren sind. Für die Diagnose ist von Relevanz, die qualitative und quantitative Ausformung von "Konvois" zu erfassen, d. h. die Wegbegleitungen auf der Lebensstraße, der "Netzwerke" im Zeitverlauf. Helfende Konvois bieten protektive Faktoren wie z.B. sorgetragende Menschen.

"Drogenabhängigkeit ist eine komplexe, somatische, psychische und soziale Erkrankung, die die Persönlichkeit des Drogenabhängigen und sein soziales Netzwerk betrifft, beschädigt und - wenn sie lange genug wirkt - zerstört. Drogenabhängigkeit geht weit über ein traditionelles medizinisches Krankheitsverständnis hinaus. Sie ist nicht nur eine Erkrankung der Person in und mit ihrem Netzwerk. Das Netzwerk ist auch krank und das Netzwerk gehört zur Person" (aus einem Vortrag von H.G. Petzold auf einer Fachtagung des Vereins Therapiehilfe e.V.) (vgl. Scheiblich u. a. 2002)

Die Integrative Therapie differenziert zwischen einer anthropologischen und einer klinischen Krankheitslehre. Die anthropologische Krankheitslehre basiert auf der Annahme multipler Entfremdung und Verdinglichung. Es geht hier um Entfremdung vom Leib, um Entfremdung von der Lebenszeit, Entfremdung vom Mitmenschen, Entfremdung von der Arbeit, Entfremdung von der Lebenswelt und um Entfremdung von der Natur. (vgl. Petzold, Schuch 1992) In der klinischen Krankheitslehre hat für unsere Fragestellung das Modell der multiplen Schädigungen Relevanz. Hierunter versteht die Integrative Therapie verschiedene Arten pathogener Stimulierungen, die sie differenziert in Defizite, Traumata, Störungen und Konflikte. Bei der Betrachtung der sogenannten Suchtdynamiken haben wir immer die multiplen Entfremdungen und die schädigenden Stimulierungen mit Hilfe der prozessualen Diagnostik in den Blick zu nehmen.

Bei unserer Recherche zu dem Thema Männer und Sucht sind wir auf die Dissertation "Geschlechtsspezifische Aspekte der Alkoholabhängigkeit bei Männer" von Dr. Arnulf Vosshagen (1997) gestoßen. Vosshagen bezieht sich in seiner Arbeit u. a. auf die Ergebnisse von Böhnisch und Winter und stützt sich auf die Beschreibung männlicher Sozialisationsprinzipien wie Externalisierung als Grundprinzip, Gewalt gegen sich und andere, Stummheit als eingeschränkte Fähigkeit, über sich selbst zu reden, Alleinsein (einzelkämpferisch, wenig Freunde haben), Körperferne, Rationalität und Kontrolle.

Diese (unter Punkt 3.1. ausführlich beschriebenen) Sozialisationsprinzipien werden von ihm zur Charakterisierung männlichen Suchtverhaltens benutzt. Es spricht vieles dafür, dass das Trinken in einem besonders engen Bezug zu Merkmalen eines traditionellen Verständnisses der Männerrolle steht. Alkoholgebrauch kann als Stimulations- und Kompensationsmittel gegenüber den empfundenen Leistungsansprüchen dienen. Die Externalisierung zeigt sich im Suchtmittel selbst, das von außen zugeführt wird, um innen etwas zu verändern. Aufkommende Gefühle von Hilflosigkeit, Angst und Depression sind im Alkohol löslich und werden ersetzt durch Allmachtsgefühle. Alle Bedürfnisse scheinen wenigstens zeitweilig durch das Suchtmittel global befriedigt zu werden. In einer Untersuchung an über Tausend Erwachsenen gelang es Cooper (Cooper et al, 1992) Alkoholprobleme bei Männern durch einen von Vermeidung geprägten Stil emotionaler Bewältigung und positiver Erwartung an Alkohol vorherzusagen. Andererseits hatten Männer keine Alkoholprobleme, die einen aktiven emotionalen Copingstil zeigten und keine positive Erwartung an Alkohol hatten. Für die

untersuchten Frauen galt dieser Zusammenhang nicht.

Die weiter als Prinzip männlicher Sozialisation genannte Gewalt äußert sich in den nicht selten von unseren Patienten gezeigten autodestruktiven Trinkmustern. Diese Gewalt gegen sich ist begleitet von der Zerstörung von Familienstrukturen, sozialen Strukturen und beruflichen Möglichkeiten. Alkohol reduziert zudem die Schwelle für alle möglichen Formen der Gewalt: verbale, tätliche, sexuelle Gewalt gegen Kinder und Frauen.

Das Prinzip Stummheit begleitet das Symptom. Die Hauptfähigkeit zur Bewältigung von Belastungen, das Gespräch mit Freunden oder der Partnerin, ist nur defizitär ausgebildet. Männer suchen das unverbindliche, oberflächliche Gespräch (an der Theke spricht "Mann" über alles, nur nicht über sich selbst). Mit Fortschreiten der Chronifizierung des Suchtmittelmissbrauchs sind die betroffenen Männer zunehmend vom "Alleinsein" gekennzeichnet. Vosshagen beobachtet die Tendenz, dass Männer ihre stationäre Suchttherapie heute erst antreten, wenn ihre Familienentwürfe längst gescheitert sind. Das Prinzip der Rationalität wird über Jahre zur Abwehr eingesetzt, um bedrohliche Impulse abzuweisen. Abhängigkeit und fehlende Kontrolle passt einfach nicht in das Selbstbild von männlicher Stärke und Unabhängigkeit. Tatsächlich erreicht bekanntlich die Suchtkrankenhilfe ja nur einen verschwindend kleinen Teil der tatsächlich Betroffenen. Die Körperferne des suchtkranken Mannes "schützt" ihn ergänzend über lange Zeit davor, seinen Verfall wahrzunehmen. Für Vosshagen hat Sucht kein Geschlecht, aber eindeutig geschlechtsspezifische Aspekte. "Der geschlechtsspezifische Aspekt der Alkoholabhängigkeit trägt als Teilaspekt, nicht als der wesentliche Aspekt, zum Verständnis männlicher Abhängigkeit bei; er sollte jedoch innerhalb des komplexen Bedingungsgefüges nicht wie bisher ignoriert werden." (vgl. Vosshagen 1996)

6. Diskussion

Um ein mänderspezifischen Angebot zu diskutieren und zu erarbeiten haben wir uns für eine erste Sammlung von Wissensbeständen von Fakten und Aussagen entschieden, um die Möglichkeiten und Grenzen eines solchen Angebotes auch kontrovers diskutieren zu können.

Wir verstehen diese Diskussion als Anregung zum Diskurs in diesem Feld, die keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit erheben kann und soll, aber einen Beitrag leisten will zur Entwicklung neuer Zugänge für Männer mit einer Suchtmittelabhängigkeit, die oftmals einhergeht mit unflexiblen Festhalten an den alten Traditionen der Geschlechter-verhältnisse.

Es gibt aus unserer Sicht keinerlei Entsprechung zum Feminismus, die sich auf Männer und ihre Lebensrealität übertragen ließe. Die Parteilichkeit des Feminismus lässt sich dabei ebenso wenig übertragen wie die Positionen und Rollen der Jahrhunderte andauernden Benachteiligungen der Frauen aus denen sie sich zurecht herausentwickeln. Da Männer sich noch in der vermeintlich privilegierten gesellschaftlichen Position befinden, müssen sie eigene neue Wege finden, um eine Geschlechterdemokratie Wirklichkeit werden zu lassen.

Ein tragisches Moment für die Männer ist, dass sie Einstellung und Verhaltensmuster, die einen Menschen zerstören können, aufgrund des gesellschaftlich weiterhin bestehenden Aussendruckes (Gendering-Prozesse) für ausgesprochen männlich halten müssen, während das, was für ihre persönliche Verwirklichung und ihr Menschsein wichtig ist, als weiblich diskriminiert wird und demnach noch abgewehrt wird.

Aus unserer Sicht geht es bei dieser Veränderung der Männer um die „innere Revolution“, gekennzeichnet durch einen Erwerb von größerer Empathiefähigkeit sowie einer Weitung des traditionellen engen männlichen Korsetts von Härte, Konkurrenz und Rationalität. Die Männer wurden durch die feministischen Ideen dabei eher verunsichert und alle, die denken, dass es Männern leicht gefallen ist, die gewandelten Rollen der Frauen zu akzeptieren, unterliegen einem

Irrglauben. Die Schwierigkeiten, die Männer, durch den berechtigten Emanzipationsprozess der Frauen und den einhergehenden Veränderungen ihrer Rollen in der Familie und im Erwerbsleben, erleben, wurde zu wenig gewürdigt und meist nicht wahrgenommen. Die Defizitorientierung in der Wahrnehmung der Männer, die sich in der Öffentlichkeit in Form von Abwertung und Demütigung des Männerbildes äußerte, führte hingegen nicht dazu, dass die Männer sich den Frauen gegenüber öffnen konnten, sondern im Gegenteil eher zu einer Vergrößerung der Kluft zwischen Frauen und Männern, einer Zunahme der Spannungen in gemischtgeschlechtlichen Beziehungen.

Männerorientierte Ansätze können jedoch insofern von der Frauenbewegung lernen, indem sie sich aufmachen, ihre alten geschlechtsspezifischen Rollen und Normen zu überwinden, zu verändern und zu erweitern - also Männer in Bewegung, Männer zur Sprache bringen, zusammen mit ihnen neue Identitätsmöglichkeiten zu erarbeiten.

Die gesellschaftlich erwartete und bedingungslose Konzentration auf Leistung und Macht verhärtet Männer, zwingt sie oft in einen Charakterpanzer, was in letzter Konsequenz zu Isolation und Beziehungslosigkeit führen kann.

Ein männerspezifisches Angebot in Form einer Indikationsgruppe soll neben der Auseinandersetzung mit der destruktiven Copingstrategie des Drogen- bzw. Alkoholkonsums den Freiraum bieten, über die Beziehungs- und Arbeitssituation, über Lebensstimmung und Lebensplanungen zu sprechen. Ziel der Arbeit kann nur die konkrete Unterstützung der Männer in der aktuellen Lebenssituation und bei der Persönlichkeitsentwicklung sein, hier vor allem bei der Entwicklung von verbesserter emotionaler Wahrnehmung und damit der Entwicklung größerer Sicherheit in der Selbstwahrnehmung mit der Folge eines verbesserten Selbstwertgefühls.

Die Erarbeitung, Erweiterung und Bewusstmachung der eigenen männlichen Identitäten über Selbstfürsorge, Psychohygiene, Kooperations- und Auseinandersetzungsfähigkeit, als aktive und produktive Beziehungsgestaltung, soll die soziale Kompetenz stützen und verbessern helfen.

Es scheint, dass die traditionellen Geschlechterrollen eine Entstehung und Aufrechterhaltung von Suchtverläufen bei Männern begünstigt und vielleicht sogar unterhält. Somit geht es darum, mit den Männern über ihre Männerbilder und ihre Versuche, diesen zu entsprechen, ins Gespräch zu kommen.

Wir glauben, dass eine von Männern geleitete Indikationsgruppe ein guter Zugang ist, männliche Identitäten zum Thema zu machen. Ein solches Angebot ist als Ergänzung zu den bereits bestehenden gemischtgeschlechtlichen Rehabilitationsgruppen, die ausgesprochen gute Rehabilitationsergebnisse vorweisen, zu verstehen. Gerade eine Verschränkung von koedukativen und genderspezifischen Arbeitsansätzen kann zu einer gegenseitigen Befruchtung im Hinblick auf einen identitätsstiftenden und stützenden Veränderungsprozess führen. Geschlechtsidentität ist als Produkt sozialer und kultureller Prozesse zu verstehen. Demnach sind „Männlichkeiten“ als Konstruktionen zu begreifen, die es aus unserer Sicht gilt, im Diskurs innerhalb der Gendergruppe zu hinterfragen und gegebenenfalls zu dekonstruieren.

Ziel einer medizinischen Rehabilitation darf nicht nur die Aufrechterhaltung der Suchtmittelabstinenz sein, sondern darüber hinaus eine Erweiterung der Perspektive im Hinblick auf eine nachhaltige Gesundheitsförderung.

Die Initiierung und Entwicklung aktiver Lebensbewältigungsstile, nach Petzold „sich selbst zum Projekt machen“, stehen hier für uns im Vordergrund einer Arbeit in Zeiten gesellschaftlicher Umbrüche, Rollendiffusionen und des Wertewandels.

Wir sehen in der ambulante Rehabilitation mit vornehmlich männlichem Klientel die Möglichkeit, Männer, die in der Regel klassische Beratungs- und Therapieangebote meiden, zu erreichen und mit ihnen ihre individuellen Konstruktionen von Männlichkeiten zu thematisieren. Hier hilft uns die Haltung der Integrativen Therapie im Sinne der Konvivialität (der Therapeut bietet einen gastlichen Raum, in

dem der Patient willkommen ist und heimisch werden kann, in denen Affiliationen in Dialogen, Polylogen eines „ Du, Ich, Wir“ möglich werden). Als Therapeuten bringen wir die engagierte Bereitschaft mit, uns aus einer intersubjektiven Grundhaltung mit dem Klienten als Person, mit seiner Lebenslage und Netzwerksituation partnerschaftlich auseinander zusetzen, mit seinem Leiden, seinen Störungen, Belastungen, aber auch mit seinen Ressourcen, Kompetenzen und Entwicklungsaufgaben, um mit ihm gemeinsam an Gesundheit, Problemlösungen und Persönlichkeitsentwicklung zu arbeiten, wobei wir ihm nach Kräften mit professioneller, soweit möglich forschungsgesicherter „best practice“ Hilfe, Unterstützung und Förderung geben. Beide, Therapeut und Patient, sind für das Gelingen der Veränderungsprozesse verantwortlich und Anerkennen die Prinzipien der „doppelten Expertenschaft“, die des Klienten für seine Lebenssituation und die des Therapeuten für klinische Belange - des Respekts vor der „Andersheit des Anderen“ und vor der jeweiligen „Souveränität“. Die gegenseitige Verpflichtung, auftretende Probleme korrespondierend und lösungsorientiert zu bearbeiten, ist dabei eine wichtige Voraussetzung. (vgl. Petzold 2000a)

Für uns ist von entscheidender Bedeutung, einen möglichst angstfreien Raum für unser männliches Klientel zu schaffen, da sie sich sehr mit der Angst beschäftigen, ihren eigenen oder fremden Anforderungen nicht zu genügen. Diese Furcht kann zu Gefühlen von Überforderung, Insuffizienz und Abwehr führen. Die persönliche Auseinandersetzung mit der eigenen männlichen Identität erfordert ein hohes Maß an Sensibilität und Wertschätzung. Diese sehr intime Innenschau erfordert einen geschützten Rahmen. Wir glauben, dass die Teilnahme von Frauen Männer in diesem Prozess der kritischen Bestandsaufnahme hemmen können. Wie wir in dieser Arbeit mehrfach aufzeigen konnten, ist das vorherrschende Männerbild in den letzten Jahrzehnten überwiegend beschädigt und mit negativer Attitüde belegt. Das Festhalten an der traditionellen Geschlechtsrollenidentität wird zunehmend aufgrund der beschriebenen gesellschaftlichen Umwälzungen verunmöglicht. Unser Klientel ist im besonderen Maße von den neuen gesellschaftlichen Anforderung (Stichworte: Mobilität und Flexibilisierung) gefordert. Rein defizitäre Identifizierungen, Beschreibungen und Pathologisierungen dieser Männer, die aus unser Sicht doppelt betroffen, d.h. suchtmittelabhängig und als Mann wenig erfolgreich sind, führen zu einer Verschärfung von ohnehin bestehenden negativen Selbstkonzepten. An dieser Stelle ist die Notwendigkeit ressourcenorientierter und salutogenetischer Perspektiven unabdingbar. Zur Entwicklung eigener Kohärenzgefühle sind die drei Komponenten der Sinnhaftigkeit, der Handhabbarkeit und der Verstehbarkeit zusammenzuführen. Neben der bisherigen Identifizierungsmöglichkeit über die Abhängigkeitserkrankung kann eine männerspezifische Gruppenarbeit ein neues Identifizierungs- und Solidarisierungsfeld für Männer, die sich in der Regel in gesellschaftlich gefährdeter Position befinden, eröffnet werden.

Wenn wir die schon beschriebene Folie der von Petzold entwickelten Struktur der fünf Säulen der Identität für unsere suchtmittelabhängigen Männer nochmals heranziehen, fallen uns Brüche, Gefährdungen und Beschädigungen der Identitätsbereiche auf. Einige Beispiele seien hier genannt: Körperferne, Prävalenz für sexuelle Störungen, Tendenz zu symbiotischer Verschmelzung in der Beziehungsgestaltung, konfliktvermeidende Copingstrategie mit Suchtmittelmissbrauch, mangelnde Pflege von sozialen Kontakten, Gefühlsabwehr im Sinne einer Emotionskontrolle, Täter- und Opfererfahrungen, größere Betroffenheit durch kritische Lebensereignisse (Stichwort: `prekäre Lebenslagen`), wie Arbeitsplatzverlust, Scheidung, Kriminalität, wirtschaftliche Not und Krankheit. Bei aller Ressourcenorientierung und dem Aufspüren von protektiven Faktoren müssen im Sinne der prozessualen Diagnostik die schädigenden Stimulierungen (Defizite, Traumata, Störungen und Konflikte) unseres Klientels kontinuierlich in den Blick genommen werden. Unter Berücksichtigung des beschädigten Männerbildes, teilweise dramatischer gesellschaftlicher Umwälzungen (Strukturwandel auf dem Arbeitsmarkt), der sich deutliche verändernden Rollenanforderungen durch die fortschreitende weibliche Emanzipation bei weiterhin schlechter Konjunkturlage erscheint es von immenser Bedeutung zu sein, neue Ideen von Männlichkeiten, Werten und Sinnfindung gemeinsam zu entwickeln. Bei den hier geschilderten erschwerten subjektiven und objektiven Lebensbedingungen unseres Klientels ist es aus unserer Sicht unabdingbar, eine werteorientierte und identitätsstützende Behandlung anzubieten. Wichtige Aspekte sind dabei die Bewusstseinsarbeit, Reflexion des Wertesystems, Stärkung der Selbstheilungskräfte und des positiven Selbstkonzeptes sowie der Ermutigung zum Verzicht auf das

Suchtmittel durch Solidaritätserfahrung. Die Entwicklung von Zukunftsperspektiven gelingt dabei nur über die Verankerung in der Lebensrealität im Kontext und Kontinuum. Ziel ist es, Menschen mit Suchtproblemen zu helfen, ihre Identitäten neu zu bestimmen, „sich selbst zum Projekt zu machen“ und mit ihren Begrenzungen und Einschränkungen auch ökonomischer Art umgehen zu lernen und ihnen neue Lern- und Erfolgfelder zu eröffnen. Die geplante Indikationsgruppe für Männer kann hier als Erzählgemeinschaft in narrativer Praxis neue Identitätsmöglichkeiten für die Betroffenen entwickeln helfen. Hiermit würden wir uns in diesen Zusammenhängen der Arbeit mit Männern der Aufgabe stellen, den Patienten, insbesondere den männlich sozialisierten, zu vermitteln, dass nicht die berufliche Arbeit und die Leistungsorientierung, sondern die Bewältigung ihrer Erkrankung ihre eigentliche Arbeit ist, Arbeit an ihrer Erkrankungsgeschichte, Arbeit an ihrem Lebenslauf, Arbeit am sozialen Kontext im jeweiligen Kontinuum, so wäre ein wichtiger Schritt getan, die Chronifizierung insbesondere von dauerhaft schädlichem Alkohol- und/oder Drogenkonsum abzuwehren und die notwendige Selbstverantwortung zu stärken.

Die Arbeit mit Männern lässt sich ganz allgemein mit den folgenden Charakteristika beschreiben:
Männerbildung findet in einem geschlechtshomogenen Raum statt.

Thematisierung der Lebensgestaltung von Männern

Männerbildung zielt auf einen spezifischen Kompetenzerwerb von Männern im

Hinblick auf z.B. kommunikative, emotionale oder soziale Kompetenzen.

Männerarbeit ist sowohl ein männlichkeitskritischer als auch ein männlichkeitssuchender Raum.

Sensibilisierung von Männern für Geschlechter- und Frauenfragen

Wir verfolgen einen gesundheitsfördernden und gesundheitsedukativen Ansatz, in dem wir besonders in den Identitätsbereichen des „Leibes“ und der „Werte“ für unser männliches Klientel Identitätstiftendes und Identitätsstützendes aufsuchen und/oder entwickeln wollen. Männer haben eigene spezifische gesundheitliche Ressourcen, die in ihrer Lebenssituation, sozialen Rolle und Identität begründbar sind. Hier gilt es die Vielfalt unterschiedlicher Lebensentwürfe, Bewältigungsverhalten und Lösungsstrategien herauszuarbeiten und wertzuschätzen. Gerade diese Unterschiedlichkeit der männlichen Identitäten kann neue Selbst- und Fremdattributionsmöglichkeiten bieten und dabei helfen, negative Narrative aufzulösen. In einer solchen Indikationsgruppe können überhöhte Erwartungen, Stereotypen und klischeehafte Rollenanforderungen wahrgenommen und relativiert werden. Das Ziel des Blickwinkels unter dem Genderaspekt ist die Identifizierung pathogener Anforderungsstrukturen, die bei der Genese, Aufrechterhaltung und Ausprägung von Suchtverhalten bei Männern als mitbedingend angesehen werden und die zum Teil in geschlechtsspezifischen Sozialisations- und Rahmenbedingungen hypothetisiert werden. Unter anderem ist das subjektiv empfundene Nichterfüllen von Genderinganforderungen im Sinne von hegemonialer Männlichkeit für Männer oftmals mit Insuffizienzgefühlen verbunden, die in Form von Anpassungsreaktionen in männliches Suchtverhalten münden können. Narrativ können Männer in einer gleichgeschlechtlichen Gruppe ihre Lebensrolle rekonstruieren und gemäß ihrer individuellen Bedürfnisstruktur und ihren Lebenszielen neu definieren. Ein besonderes und vorsichtiges Augenmerk gilt es dabei, den allseitigen Wahrnehmungsblockaden durch Tabu und Scham bei männlichen Marginalisierungen, wie sexuellen Übergriffen, Opfer und Tätererfahrungen sowie Demütigungen zu schenken. Die in einer Männerindikationsgruppe ermöglichte Versprachlichungen solcher Erfahrungen sind aufzunehmen und in einen realistisch bearbeitbaren Kontext zu stellen. Belastete Teilnehmer müssen gegebenenfalls behutsam in weiterführende psychotherapeutische/psychiatrische Behandlungen übergeleitet werden. Durch die Nichtanwesenheit von Frauen wird es für die Männer möglich, auf eine geschlechtsrelationale Rollendefinition und auf selbstauferlegte Beschränkungen zu verzichten. Sichtbar werden dabei die hierarchischen Einordnungen der Teilnehmer im Gruppengefüge. Aus unserer Sicht kann die Bearbeitung dieser Rollenübernahmen in eine unter oder übergeordnete Position im Gruppengefüge transparent gemacht werden, so dass sie damit weniger demaskierend für den Einzelnen wirken im Gegensatz zur Bearbeitung solcher Fragestellungen in einer gemischtgeschlechtlichen Gruppe. Die gleichgeschlechtliche Gruppe bildet somit ein Experimentierfeld, Rollenfestlegungen wahrzunehmen und bei Bedarf zu überschreiten.

Orientierungspunkte und Problembereiche für die Konzeptionierung und Umsetzung einer mänderspezifischen Indikationsgruppe als Ergänzung zu den bestehenden Therapiegruppen wollen wir nochmals komprimiert benennen:

Mann und Angst, Aggression und Gewalt

Hier gilt es dieses komplexe Bedingungsgefüge von Angst, Ohnmacht und Gewalt auch zur Suchtmittelabhängigkeit in Beziehung zu setzen. Das Erleben „unmännlicher Gefühle“ und Verletzlichkeit widerspricht dem verinnerlichten Bild von Männlichkeit. Daraus können sich Konfliktspannungen entwickeln, die häufig mit aggressivem Verhalten oder Suchtmittelmissbrauch kompensiert bzw. gelöst werden. Wie werden solche Belastungen und Stressmomente in Zukunft unter abstinenter Bedingungen bewältigt?

Mann und Opfererfahrung und Gewalt

Wie bereits beschrieben sind Opfererfahrungen nicht gendergebunden. Das beschriebene Paradox der männlichen Opfererfahrungen ist für Männer oft beschämend und erzeugt erneut Wahrnehmungsblockaden und bringt Gefühle von Hilflosigkeit und Bedürftigkeit hervor. Dies kann erneut zu Aggressionen und gewalttätigem Handeln führen. Gleiches gilt für sexualisierte Gewalt. Ausgeübte und erlittene körperliche und psychische Gewalt sowohl bezogen auf das eigene Geschlecht als auch Kindern und Frauen gegenüber wird mit dem Ziel der Aufarbeitung und vor allem mit dem Ziel der Gewaltprävention thematisiert.

Mann und Paarbeziehung

Die beschriebenen neuen Rollenanforderungen in der postmodernen Gesellschaft führen zu erhöhten Anpassungsleistungen unserer männlich Klienten. Obsolet gewordene Dominanzansprüche und inadäquate Verschmelzungswünsche in Partnerschaften und Beziehungen gilt es zu thematisieren. Neue Einstellungen und Haltungen können entwickelt und einer Realitätsüberprüfung unterzogen werden.

Mann und Sexualität

Es besteht ein Problemformulierungswiderstand im herkömmlich therapeutischen Setting bei dieser intimen Thematik. Versagens- und Bewertungsängste sind der männlichen Sexualität inhärent. In einer gleichgeschlechtlichen Gruppe können Normierungen in den Vorstellungen mit dem Ziel der Akzeptanz einer eigenständigen männlichen Sexualität ohne Leistungsdruck besprochen und relativiert werden.

Mann und kritische Lebensereignisse

Im männlichen Leben wird Scheidung bzw. Trennung (Verlust von Frau, Kindern und Wohnung) und Arbeitslosigkeit als besonders kritische Lebensereignisse in der Biographie erlebt. Besonders Arbeitslosigkeit oder drohende Arbeitslosigkeit destabilisieren wesentliche Definitions- und Ausdruckskomponenten männlicher Identität. Hier kann der Austausch mit ebenfalls betroffenen Männern stabilisierend wirken.

Mann und Familie

Die Stütze und häufig wichtigste Ressource unserer männlichen Klienten ist in erster Linie die eigene Familie. Selbst bei ungünstigen Familienkonstellationen können protektive Faktoren und positive Anknüpfungspunkte gefunden werden. Besonders die Vaterrolle und die Ausgestaltung von Verantwortlichkeit ist von hohem Wert und sinngeladend. Wo solche Stützen weggebrochen sind, kann eine zusätzliche Männergruppe vorübergehend in der Krisenbewältigung mit unterstützend wirken. (Gruppe als Prothese eines sozialen Atoms)

Wir sehen eine Indikationsgruppe eingebettet in die schon bestehenden Behandlungsangebote in der Ambulanten Rehabilitation Sucht (ARS). Unsere Planung sieht eine offene 14-tätig stattfindende Männergruppe als Gruppe mit maximal 12 Teilnehmern und einer Dauer von 100 Minuten, um dem Anforderungsprofil der Leistungsträger gerecht zu werden, parallel zur Einzeltherapie und

gemischgeschlechtlichen Gruppentherapie in der Stammgruppe vor.

Zur konkreten Umsetzung bedienen wir uns dem vielfältigen und vielseitigem Inventar der Integrativen Therapie. Hierzu gehören alle kreativen Möglichkeiten, die helfen können, männliche Identitäten zu stützen und weiterzuentwickeln. Zu nennen sind da folgende Methoden: Erstellen von Bodycharts (Körperbildern), Netzwerkkarten, Lebenspanoramen, Identitäts- und Ich- Diagrammen und weiteren Elementen, entnommen aus dem großen Fundus der Integrativen Kunst-, Bewegungs- und Tanz-, Poesie- und Bibliotherapie.

Wir verstehen einen männerspezifischen Ansatz als tägliche Identitätsarbeit, die in der Indikationsgruppe immer wieder neu angefacht und gesichert werden muss. Dabei verfolgen wir das Ziel, über die vier Wege der Heilung und Förderung, d.h. der Bewusstseinsarbeit, der Nachsozialisation, der Erlebnisaktivierung und Persönlichkeitsentfaltung sowie insbesondere der Solidaritätserfahrung ein Klima von geteilter Expertenschaft (Patient als Partner), dem „Exchange Helping - Exchange Learning, der Solidarität in Akten der Hilfe und wechselseitigen Hilfeleistung sowie einen Ort des komplexen Lernens und der sozialen Synchronisierungsleistung zu schaffen. Hier ist in narrativer Praxis eine Erzählgemeinschaft zu gründen, die den eigenen Lebensweg verstehbarer und annehmbarer machen soll. Es geht uns um Sinnfindung, Verantwortungsfähigkeit und Schuldfähigkeit und letztendlich um die Aussöhnung mit sich selbst.

7. Zusammenfassung (Abstrakt)

In dieser Arbeit haben wir Wissensbestände über das Thema männliche Identität und Sozialisation zusammengetragen und sind der Frage nachgegangen, ob die traditionelle Männerrollendefinition einen begünstigenden Einfluss auf die Suchtentwicklung bei Männern hat. Um die Komplexität der Männlichkeiten in der postmodernen Gesellschaft bearbeitbar und betrachtbar zu machen, bedienen wir uns der fünf Säulen der Identität nach Petzold. Diese Struktur nutzten wir zur Diskussion einer Zustandsbeschreibung der Situation der Männer auf ihrem Weg in der Lebensspanne in der westlichen Gesellschaft. Wir gingen der Frage nach, inwieweit Suchtmittelgebrauch den Stellenwert eines Übergangsritus des Jugendlichen in die Männerwelt darstellt und darüber bei einem Teil der Männer zu einem integrierten Bestandteil ihres Lebens wird und schließlich bei einigen in eine behandlungsbedürftige Abhängigkeitserkrankung führt. Für dies Klientel stellten wir Überlegungen für die Initiierung und Durchführung eines genderspezifischen Behandlungsangebotes unter Nutzung der aus unserer Sicht für diese Fragestellung sehr geeigneten Modells der Integrativen Therapie an.

Summary:

In these theses we have compiled knowledge about the subject of male identity and socialization. The question was, if traditional definition of the male role has a favourable influence on the development of addiction in men. In order to be able to deal with the complexity of male gender concepts in post modern society we made use of the *five pillars of identity* according to Petzold. We used this approach for the description of the situation of men's life spent development in western society. We explored, in how far the use of addictive drugs functions as a rite of passage of the adolescent into male adulthood. Thus the use of these drugs develops into an integral part of the lifes of many and for some it finally leads to addiction in need of treatment. For this afore mentioned group we tried to develop ideas for the initiation and realization of a gender specific treatment using the concept of the Integrative Therapy, which in our opinion is the most useful one for handling this problem.

Keywords: Gender, male identity, therapy of addiction, Integrative Therapy

8. Literaturverzeichnis

- Angermeyer, M.C., Bock, B. (1984): Das soziale Netzwerk Alkoholkranker. In: Psychotherapie, Psychosomatik, Medizinische Psychologie 34 (1984) 1-9.
- Antonovsky, A. (1997): Salutogenese. Zur Entmystifizierung der Gesundheit. Tübingen.
- Antonovsky, A. (1979): Health, stress and coping. San Francisco.
- Blankenhorn, D. (1995): Fatherless America. New York: Basic Books.
- Baron-Cohen, S. (2004): "Vom ersten Tag an anders". Düsseldorf-Zürich.
- Beck, U. (1986): Risikogesellschaft. Frankfurt/Main.
- Beck, U., Beck-Gernsheim, E. (1990): Das ganz normale Chaos der Liebe. Frankfurt/Main.
- Beck-Gernsheim, E. (1980): Das halbierte Leben. Frankfurt/Main.
- Beck-Gernsheim, E. (1976): Der geschlechtsspezifische Arbeitsmarkt. Frankfurt/Main.
- Becker, S. (2004): Leben in der Warteschleife. In: *Psychologie Heute* 3 (2004) 62-68.
- Benjamin, J. (1990): Die Fesseln der Liebe. Frankfurt/Main.
- Biddulph, S. (2002): Jungen! Wie sie glücklich heranwachsen. München.
- Böhnisch, L., Winter, R. (1997): Männliche Sozialisation. Bewältigungsprobleme männlicher Geschlechtsidentität im Lebenslauf. Weinheim, München.
- Clare, A. (2002): Männer haben keine Zukunft. Bern.
- Cooper, M., Russel, M., Skinner J.B., Frone, M.R., Mudar, P. (1992): Stress and alcohol use. The Moderating Effect of gender coping and alcohol expectancies. In: *Journal of Abnormal Psychology* (1992) 101 u. 139 – 152.
- Courtney, W. (2000): Constructions of masculinity and their influence on men's well-being: a theory of gender and health. In: *Social Science; Medicine* 50 (2000).
- Connell, R.W. (1987): Gender and Power. Society, the Person and Sexual Politics. Oxford.
- Connell, R.W. (1999): Der gemachte Mann. Opladen.
- Diekmann, A. (2002): Hegemoniale Männlichkeit, Was Männer und Gewalt macht! In: Handbuch der Gewaltberatung. Männer gegen Männergewalt. Hamburg. 161-175.
- Deutsche Hauptstelle gegen Suchtgefahren (DHS) (2004): Jahrbuch Sucht 2004. Geesthacht.
- Fagot, B.I. (1978): The influence of sex of child on parental reactions to toddler children. In: *Child Development* 49 (1978) 459-465.
- Faltemaier, T. (2004): Männliche Identität und Gesundheit. In: *Altgeld, T. (Hg.): Männergesundheit. Neue Herausforderung für Gesundheit und Prävention.* München, Weinheim.
- Faludi, S. (2001): Angeschmiert. Der Betrug an den amerikanischen Männern. Reinbek.
- Gesterkamp, T. (2002): "gutesleben.de" Die neue Balance von Arbeit und Liebe. Stuttgart.
- Gilmore, D. (1991): Mythos Mann, Rollen, Rituale, Leitbilder. München, Zürich.
- Gooß, U. (2002): Sexualwissenschaftliche Konzepte der Bisexualität von Männern. Gießen.
- Guggenbühl, A. (1994): Männer, Mythen, Mächte. Was ist männliche Identität? Stuttgart.
- Gruen, A. (1986): Der Verrat am Selbst. Die Angst vor Autonomie bei Mann und Frau. München.
- Hass, W., Petzold, H.G. (1999): Die Bedeutung sozialer Netzwerkforschung für die Psychotherapie. In: *Petzold, H.G., Märtens, M. (Hg.): Wege zu effektiven Psychotherapien, Psychotherapieforschung und Praxis.* Opladen.
- Helferlich, C. (1994): Jugend, Körper und Geschlecht. Die Suche nach sexueller Identität. Opladen.
- Höhmman-Kost, A., Siegele, F. (2004): Integrative Persönlichkeitstheorie. Düsseldorf / Hückeswagen: FPI-Publikationen.
- Hollstein, W. (1995): Der Kampf der Geschlechter. München.
- Hollstein, W. (1999): Männerdämmerung. Göttingen.
- Hollstein, W. (2001): Potent werden. Das Handbuch für Männer. Bern.
- Hollstein, W. (2004): Geschlechterdemokratie. Männer und Frauen: Besser miteinander leben. Wiesbaden.
- Hurrelmann, K., Kolip, P. (2002) (Hg.): Geschlecht, Gesundheit und Krankheit. Männer und Frauen im Vergleich. Bern, Göttingen, Toronto Seattle.
- Hurrelmann K., Bründel, H. (1999): Konkurrenz, Karriere, Kollaps Männerforschung und der Abschied vom Mythos Mann. Opladen.
- Hurrelmann, K., Richter, M. (2004): Jugend und Drogen - Eine Studie zum wachsenden Bedarf an

- jungenspezifischer Suchtprävention. In: *Blickpunkt DER MANN* (2004); 2 (2): 6-10.
- Hurrelmann, K. (2004): Trendwende beim Konsum psychoaktiver Substanzen? Zum Zusammenhang von Sozialisation und Drogen im Jugendalter. Eigene Veröffentlichung im Internet unter www.universität-bielefeld/hurrelmann.de
- Jung, M. (2001): Reine Männersache, Krisen und Chancen - das starke Geschlecht im Umbruch. Lahnstein.
- Kindlon, D., Thompson, M. (2003): Was braucht mein Sohn? Wie Eltern die emotionale Entwicklung fördern können. Frankfurt/Main.
- Kolip, P. (2002): Frauen und Männer. In: Schwartz, F.W. (2002) (Hg.): Das Public Health Buch. Gesundheit und Gesundheitswesen. München.
- Kölling, W. (1993): Beobachtungen und Gedanken zur Wandlung der Vaterrolle. In: *Integrative Therapie* 4 (1993) 433-444.
- Kucklick, C. (2000): Neuer Mann - was nun? In: Geo Wissen 2000, Frau und Mann -alte Mythen- neue Rollen. Hamburg.
- Lemle, R., Mishkind, M.E. (1989): Alcohol and Masculinity. In: *Journal of Substance Abuse Treatment* 6 (1989) 213-222.
- Lempert, J., Oelemann, B. (2000): Endlich selbstbewusst und stark. Gewaltpädagogik nach dem Hamburger Modell -Ein Lernbrief-. Hamburg.
- Lenz, H.J. (2000): Männliche Opfererfahrung. Problemlagen und Hilfeansätze in der Männerberatung. Weinheim.
- Müller, L., Petzold, H.G. (1999): Identitätsstiftende Wirkungen von Volksmusik - Konzepte moderner Identitäts- und Lifestyle-Psychologie für die Musiktherapie am Beispiel des Schweizer Volksliedes. In: *Integrative Therapie* 2-3 (1999) 187-250.
- Neumann, W., Süfke, B. (2004): Den Mann zur Sprache bringen. Psychotherapie mit Männern. Tübingen.
- Oelemann, B. (1993): Vaterseelen allein, Jungen zwischen Held und Hasenfuß. In: REFERATE Niedersächsisches Kultusministerium Hannover.
- O'Neil, J.M. (1982): "Gender-Role Conflict and Strain in Men's Lives". In: Solomon, K., Levy, N.B. (Hg.): Men in Transition. Theory and Therapy. New York, London. 5-45.
- Orth, I., Petzold, H.G. (1998a): Heilende Bewegung - die Perspektive der Integrativen Leib- und Bewegungstherapie. In: Illi, U., Breithecker, D., Mundigler, S. (Hg.) (1998): Bewegte Schule. Gesunde Schule. Zürich (IFB) S.183-199 Orth, I.; Petzold, HG.: Integrative Therapie: Das "biopsychosoziale" Modell kritischer Humantherapie und Kulturarbeit - ein "life developmental approach" In: *Integrative Therapie* 2-3 (2000) 131-144.
- Orth, I. (2002): Weibliche Identität und Leiblichkeit. In: *Integrative Therapie* 3-4 (2002) 303-324.
- Osten, P. (2000): Die Anamnese in der Psychotherapie. Klinische Entwicklungspsychologie in der Praxis. München.
- Ostermann, D. (2003): Salutogenetische Aspekte in der Suchttherapie- Die Bedeutung der Sinnfrage sowie der Reflexion und Neuorientierung der Werte im Genesungsprozess von Suchtkranken In der Reihe: Graduierungsarbeiten zur Integrativen Therapie und ihren Methoden. Düsseldorf/Hückeswagen: FPI Publikationen.
- Petzold, H.G., Sieper J. (1993a): Integration und Kreation. 2 Bände. Paderborn. Zweite Aufl. 1996.
- Petzold, H.G., Sieper J. (1998): Einige Überlegungen zur geschlechtsspezifischen Betrachtung von Identitätsprozessen. In: Petzold, H.G. (1998h) (Hg.).
- Petzold, H.G. (1991a): Integrative Therapie. Ausgewählte Werke. 3 Bände. Paderborn.
- Petzold, H.G. (1991o): Zeit, Zeitqualitäten, Identitätsarbeit und biographische Narration - Chronosophische Überlegungen. In: Petzold, H.G. (1991a) 333-395.
- Petzold, H.G., Schuch, W. (1992): Grundzüge des Krankheitsbegriffs im Entwurf der Integrativen Therapie. In: Pritz, A., Petzold, H.G. (1992): Der Krankheitsbegriff in der modernen Psychotherapie. Paderborn. 371-486.
- Petzold, H.G. (1992a): Integrative Therapie, Ausgewählte Werke. II/1: Klinische Theorie. Paderborn.
- Petzold, H.G. (1993p): Integrative fokale Kurzzeittherapie (IFK) und Fokaldiagnostik-Prinzipien, Methoden, Techniken. In: Petzold, H.G., Sieper, J. (HG.) (1993a) Bd.1. Paderborn.
- Petzold, H.G., Goffin, J., Oudhof, J. (1993): Protektive Faktoren und Prozesse - Die positive

- Perspektive in der longitudinalen klinischen Entwicklungspsychologie und ihre Umsetzung in der Praxis in der Integrativen Therapie. In: *Petzold, H.G., Sieper, J.* (Hg.) (1993a) Bd. 1. 173 – 267.
- Petzold, H.G. Beek, Y van, Hoek, A. -M. van der* (1994a): Grundlagen und Grundmuster "intimer Kommunikation und Interaktion"- "Intuitive Parenting" und "Sensitiv Caregewinn" von Säuglingszeit über die Lebensspanne. In: *Petzold, H.G.* (1994j) 491-646.
- Petzold, H.G.* (Hg.) (1998h): Identität und Genderfragen in Psychotherapie, Soziotherapie und Gesundheitsförderung, Bd. 1 und 2. Sonderausgaben von Gestalt und Integration. Düsseldorf: FPI-Publikationen.
- Petzold, H.G.* (2000): Sinnfindung über die Lebensspanne: collagierte Gedanken über Sinn, Sinnlosigkeit, Abersinn-integrative und differentielle Perspektiven zu transversalem polylogischem Sinn. Aus dem Postgradualprogramm "Integrative Therapie und Supervision". Düsseldorf.
- Petzold, H.G.* (2000h): Wissenschaftsbegriff, Erkenntnistheorie und Theorienbildung der "Integrativen Therapie" und ihrer biopsychosozialen Praxis für "komplexe Lebenslagen" (Chartacolloquium III). Düsseldorf/Hückeswagen: FPI-Publikationen.
- Petzold, H.G.* (2001p): "Transversale Identität und Identitätsarbeit". Die Integrative Identitätstheorie als Grundlage für eine entwicklungspsychologische und sozialisationstheoretisch begründete Persönlichkeitstheorie und Psychotherapie. Düsseldorf/Hückeswagen: FPI-Publikationen.
- Petzold, H.G.* (2001m): Trauma und "Überwindung"- Menschenrechte, Integrative Traumatherapie und "Philosophische Therapeutik". In: *Integrative Therapie* 27/4 (2001) 344-412.
- Petzold, H.G.* (2002a): Integrative Therapie. 3 Bände Paderborn. Überarbeitete Neuauflage.
- Petzold, H.G.* (2002b): Zentrale Modelle und Kernkonzepte der "Integrativen Therapie". Düsseldorf/Hückeswagen: FPI-Publikationen.
- Petzold, H.G.* (2002g): Coaching als "soziale Repräsentation" - sozialpsychologische Reflexionen, Untersuchungsergebnisse zu einer modernen Beratungsform. Düsseldorf/Hückeswagen: FPI-Publikationen.
- Petzold, H.G.* (2002h): "Klinische Philosophie"- Menschen zugewandtes Lebenswissen von Natur und Kultur. Über die Quellen der Integrativen Therapie. Düsseldorf/Hückeswagen: FPI-Publikationen.
- Pross, H.* (1978): Der deutsche Mann. Reinbek.
- Rahm, D., Otte, H., Bosse, S., Ruhe-Hollenbach, H.* (1993): Einführung in die Integrative Therapie. Grundlagen und Praxis. Paderborn.
- Ratey, J.J.* (2001): Das menschliche Gehirn. Eine Gebrauchsanweisung. Düsseldorf.
- Scheiblich, W. u. a.* (2002): Gesamtkonzept für den Fachbereich Drogen- und Aids-Hilfe des Sozialdienstes Katholischer Männer e.V. Köln. Unveröffentlicht.
- Schmidt, G.* (1991): Das Große Der, Die, Das. Über das Sexuelle. Reinbek.
- Schuch, W.* (2000): Grundzüge eines Konzepts und Modells Integrativer Psychotherapie. In: *Integrative Therapie* 2-3 (2000) 145-202.
- Schuch, W.* (1988): Psychotherapie zwischen Wertorientierung und Normierung: In *Integrative Therapie* 14/2-3 (1988) 158-171.
- Senger-Lindemann, A.* (2000): Alkoholräusche und die Suche nach dem Mann-Sein. In: *Bieringer, I., Buchacher, W. u. Forster, E.J.* (Hg.): Männlichkeit und Gewalt. Konzepte für die Jungenarbeit. Opladen.
- Sieber, M.* (1993): Drogenkonsum: Einstieg und Konsequenzen. Ergebnisse von Längsschnittuntersuchungen und deren Bedeutung für die Prävention. Bern, Göttingen, Toronto, Seattle.
- Sieper, J., Petzold, H.G.* (2002): "Komplexes Lernen" in der Integrativen Therapie - seine neurowissenschaftlichen, psychologischen und behavioralen Dimensionen. Neuss, Düsseldorf, Amsterdam: FPI-Publikationen 10/2002.
- Stein-Hilbers, M.* (2000): Sexuell werden. Sexuelle Sozialisation und Geschlechterverhältnisse. Opladen.
- Stoever, H.* (2004): Vortrag mit dem Titel: "Mann, Sucht, Männlichkeiten - Stand der Diskussion", Tagung: Von "Trunkenbolden" und anderen Männern im Rausch - Sucht und Männlichkeiten in Theorie und Praxis, Carl von Ossietzky Universität Oldenburg vom 21.09.2004.

- Straus, F., Höfer, R.* (1997): Entwicklungslinien alltäglicher Identitätsarbeit. In: *H. Keupp u. R. Höfer* (Hg.): Identitätsarbeit heute. Frankfurt.
- Vogel, G.* (1997): "...immer gut drauf?" Ideenbuch zur jungenspezifischen Suchtprävention. München: Aktion Jugendschutz, Landesarbeitsstelle e.V. (Hg.).
- Vosshagen, A.* (1996): Männeralkoholismus. Das starke Geschlecht und seine Abhängigkeit. In: *Fett, A.* (Hg.): Männer-Frauen-Süchte. Freiburg.
- Vosshagen, A.* (1997): Geschlechtsspezifische Aspekte der Alkoholabhängigkeit bei Männern. Essen: Unveröffentlichte Dissertation
- Yalom, I.D.* (1996): Theorie und Praxis der Gruppenpsychotherapie. Ein Lehrbuch. Stuttgart.
- Zilbergeld, B.* (1994): Die neue Sexualität der Männer. Tübingen.
- Zulehner, P.M., Volz, R.* (1998): Männer im Aufbruch Wie Deutschlands Männer sich selbst und wie Frauen sie sehen. Ein Forschungsbericht. Männerarbeit der Evangelischen Kirche in Deutschland sowie der Gemeinschaft der Katholischen Männer Deutschlands (Hg.) Ostfildern.